

# Monatshefte für deutschen Unterricht

Formerly Monatshefte für deutsche Sprache und Pädagogik

Official Organ of the German Section of the Modern Language  
Association of the Central West and South

---

Volume XXXI

February, 1939

Number 2

---

## NIETZSCHE UND DIE GELEHRTELEXISTENZ

HEINZ BLUHM

*Yale University*

Eine imposante Reihe führender deutscher Denker des späten neunzehnten und des frühen zwanzigsten Jahrhunderts ist sich darin einig, daß die berufsmäßige Beschäftigung mit den Geisteswissenschaften nicht ohne schwere Gefahren sowohl für die Persönlichkeit des Forschers als auch für den erforschten Gegenstand selber ist. Gelehrte wie Wilhelm Dilthey, George Simmel und Ernst Troeltsch—um nur einige zu nennen—beklagen die „unbeschreibliche Arbeitsamkeit“,<sup>1</sup> die in der modernen wissenschaftlichen Welt um sich gegriffen hat, als eine sehr bedenkliche Sache. Wer sich in dieser Welt umgesehen hat, wird die Berechtigung von Troeltschs Frage nicht bezweifeln, „wie lange der menschliche Geist und die menschlichen Nerven diese Überfülle des Wissens und der intellektuellen Arbeit aushalten“<sup>1</sup> können. Es zeugt von der absoluten Zeitgemäßheit des gestellten Problems, daß auch ein Mann wie Albert Schweitzer, der doch weit mehr als nur Gelehrter ist, die Schwierigkeit der geistigen Situation der modernen gebildeten Menschheit im allgemeinen und der Gelehrten im besonderen auf das schmerzlichste empfindet. Er redet von uns als „überbeschäftigte[n], einer wirklichen Sammlung nicht mehr fähigen Wesen“, die „durch den Druck, den das ungeheure, täglich sich mehrende Wissen auf uns ausübt“, trotz großer spezialwissenschaftlicher Fortschritte als Menschen „in Verkümmерung begriffen“<sup>2</sup> sind.

Beispiele dafür, daß einsichtsvolle Vertreter der Geisteswissenschaften unsere komplizierte innere Lage erkannt haben, ließen sich beinahe beliebig vermehren. Zu dem Bedeutenderen, was hierüber seit einem Menschenalter geschrieben ist, dürfte wohl ein leider nicht allzuweit bekannter Aufsatz Georg Simmels gehören, der den bezeichnenden Titel „Der Begriff und die Tragödie der Kultur“ führt. Otto Miller, der katholische Verfasser des anregenden Buches „Der Individualismus als Schicksal“,<sup>3</sup> zählt ihn zu den „bedeutungsvollsten philosophischen Essays“<sup>4</sup> der letzten Zeit. Simmel stellt darin die harte Behauptung auf, daß es geradezu unmöglich für den modernen Gebildeten und den Gelehrten sei, sich durch einfachen Willensschluß vor der Masse des angehäuften Wissens zu verschließen. „Der ins Unabsehbare wachsende Vorrat des objekti-

<sup>1</sup> Ernst Troeltsch, *Aufsätze zur Geistesgeschichte, etc.*, Tübingen, 1925. S. 625.

<sup>2</sup> Albert Schweitzer, *Aus meinem Leben und Denken*. Leipzig 1932. S. 172.

vierten Geistes" (d. h. des angehäuften Wissens) „stellt Ansprüche an das Subjekt" (den Menschen), „weckt Velleitaten in ihm, schlägt es mit Gefühlen von eigener Unzulänglichkeit und Hilflosigkeit, . . . So entsteht die typische problematische Lage des modernen Menschen: das Gefühl, von einer Unzahl von Kulturelementen umgeben zu sein, die für ihn nicht bedeutungslos sind, aber im tiefsten Sinne auch nicht bedeutungsvoll; die als Masse etwas Erdrückendes haben, weil er nicht alles einzelne innerlich assimilieren, es aber auch nicht einfach ablehnen kann, da es sozusagen potentiell in die Sphäre seiner kulturellen Entwicklung gehört.“<sup>5</sup>

Mit diesen paar einleitenden Bemerkungen sollte nur gezeigt werden, daß das Problem, das die vorliegende Arbeit berührt, durchaus aktuell ist und einige der fähigsten philosophischen Köpfe zu ernsthaftem Nachdenken angereizt hat. Vielleicht darf sogar gesagt werden, daß diese Problemstellung bis in das Herz modernen geistigen Menschentums hineindringt. Besonders diejenigen von uns, die sich aus stichhaltigen Gründen den philologisch-historischen Disziplinen zugewandt haben, müssen sich der zentralen Bedeutung der hier aufgeworfenen Fragen für ihr eigenes Leben bewußt sein, wenn anders sie Sinn für die Fragwürdigkeit ihres Berufes haben.

Wie anregend und in die Tiefe gehend die bereits angeführten Denker auch sind, so wiederholen sie in gewissem Sinn doch nur, was ein Größerer einige Jahrzehnte vor ihnen in glänzenden Betrachtungen niedergelegt hatte, Betrachtungen, die die mit allem möglichen und unmöglichen Wissen belastete moderne Seele zwangen und noch zwingen, sich wieder auf ihre wesentlichen Bedürfnisse zu besinnen. Wohl die größte und beziehungsreichste dieser „Unzeitgemäßen Betrachtungen“, wie Friedrich Nietzsche sie mit anklagendem Stolze nannte, ist die zweite, deren Überschrift dem Wissenden sofort andeutet, daß wir uns mitten in der Problematik moderner geistiger Existenz und zwar besonders philologischer Gelehrtenexistenz befinden: „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben“.

In andern Arbeiten<sup>6</sup> hat der Verfasser dieses Aufsatzes sich schon mit Nietzsches Stellung zu historisch-philologischen Dingen auseinandergesetzt. An diesem Ort soll nun einmal das Historisch-Darstellende zugunsten des Aktiv-Fordernden etwas in den Hintergrund treten. Es handelt sich um den nicht leichten Versuch, die gegenwärtige geistige Lage der jüngeren Philologengeneration in ihren Grundzügen zu verstehen und, wenn möglich, von Nietzsche her zu beeinflussen. Wenn durch solche eingestandene Absicht der Rahmen engerer philologisch-feststellender Untersuchung gesprengt scheint, so ist daran zu erinnern, daß jenseits der alexandrinisch-byzantinischen Welt des Bewahrend-Sammelnden eine altgriechisch-jungnietzschiische Welt der größeren Lebens-

<sup>3</sup> Freiburg i. B., 1933.

<sup>4</sup> Ebenda, S. 154.

<sup>5</sup> Georg Simmel, *Philosophische Kultur. Gesammelte Essays*, S. 264.

<sup>6</sup> Nietzsche's Earliest Views on Literary Studies. *Monatshefte*, XXVII, Nr. 7.—Nietzsches geistiger Weg nach Basel. (Noch nicht veröffentlicht).

und Gegenwartsverbundenheit besteht, deren Wert für unsre die Spuren des Alters verratende philologische ‚Wissenschaft‘ ab und zu ohne Schaden betont werden darf.

Es gibt Dichter- und Philosophenworte, die eine schlechthin erlösende Wirkung auf den Menschen, der für sie reif ist, haben. Solcher Worte, die wirklich notwendig sind, d. h. geistige Not wenden, finden sich viel bei Nietzsche. Besonders wir Philologen, denen er ja eine leider nicht vollendete unzeitgemäße Betrachtung gewidmet hat, besitzen in seinen Werken eine unerschöpfliche Fundgrube von glänzenden Gedanken und tiefen Einsichten, die meiner Meinung nach zu dem Wertvollsten gerechnet werden können, was über philologische Existenz gesagt worden ist.

In dieser unerhörten Fülle von trefflichen Bemerkungen über Wesen und Ziele der Philologie ist ein Ausspruch, der in die letzten Jahre von Nietzsches offiziellem Professorentum gehört und in gewissem Sinne als die Quintessenz seines jahrelangen Nachdenkens über das Problematische der Gelehrtenexistenz angesehen werden darf. Wer dieses Nietzscheswort noch in jüngerem Alter in einer ruhigen Stunde gelesen hat, der wird es, wenn er irgendwie das Ungenügende traditioneller philologischer Existenz empfindet, vielleicht zu seinen beglückendsten geistigen Erlebnissen zählen. Unter der Überschrift „Ruhige Fruchtbarkeit“ heißt es folgendermaßen in „Menschliches Allzumenschliches“:

„Die geborenen Aristokraten des Geistes sind nicht zu eifrig: ihre Schöpfungen erscheinen und fallen an einem ruhigen Herbstabend vom Baume, ohne hastig begehrte, gefördert, durch Neues verdrängt zu werden. Das unablässige Schaffenwollen ist gemein und zeigt Eifersucht Neid Ehrgeiz an. Wenn man Etwas ist, braucht man eigentlich Nichts zu machen – und thut doch sehr viel. Es giebt über dem ‚productiven‘ Menschen noch eine höhere Gattung.“<sup>7</sup>

Natürlich erhebt sich dieses Wort Nietzsches weit über nur wissenschaftliche Erzeugnisse. Ohne Zweifel bezieht es sich in erster Linie auf das Schaffen des Dichters und Künstlers, stammt es doch aus dem vierten Hauptstück von „Menschliches Allzumenschliches“, das den Titel hat: „Aus der Seele der Künstler und Schriftsteller.“ Wenn es an dieser Stelle gleichwohl auch für den Philologen in Anspruch genommen wird, so geschieht das aus zwei Gründen. Erstens, wer das Gesamtwerk des jungen Nietzsche überschauen kann, weiß, daß ihm dort Ähnliches über rein philologische Dinge auf Schritt und Tritt begegnet, daß es aber nicht eine so glückliche und prägnante Formulierung wie in „Menschliches Allzumenschliches“ gefunden hat. Zweitens, selbst wenn dem nicht so wäre, wenn strengphilologische Parallelen sich nicht aufweisen ließen, so würde das die Anwendbarkeit auf die philologische Existenz nicht allzusehr beeinträchtigen, da die begabteren Philologen sich doch wohl immer irgendwie am schöpferischen Menschen zu orientieren suchen.

Dürfen wir also Nietzsches in dieser Fassung hauptsächlich an Dichter und Künstler gerichtete Worte auch als für uns geschrieben betrachten,

<sup>7</sup> Werke (Kröner) Bd. II, S. 191-192.

so muß dennoch eine gewisse Einschränkung gemacht werden. Das Recht oder Vorrecht, diese Worte als etwas Befreientes zu empfinden, hat selbstverständlich nur derjenige, der bereits an die Öffentlichkeit getreten ist und in der eigenen Seele das peinigende Gefühl der Zwiespältigkeit und des Ungenügens erfahren hat, das so viele gelehrte Arbeiten auf humanistischem Gebiet nur zu oft hinterlassen. Dies warnende Gefühl der Zwiespältigkeit nun verschärft Nietzsche, indem er die Hast als einen unserer schlimmsten Feinde meiden heißt und ins Gedächtnis zurückruft, daß es neben dem Schaffen *sub specie biennii* auch eines *sub specie* eines längeren Zeitlaufes gibt, den Nietzsche wohl gern *aeternitas* nennen würde, wenn intellektuelle Ehrlichkeit diesen Lieblingsausdruck gläubigerer Menschen nicht verböte. Zu dieser Rubrik der ‚produktiven‘ Menschen, über deren Arbeitsamkeit Nietzsche sein Anathema ausruft, gehören auch die Gelehrten, die die Dinge sich nicht ausreifen lassen, sondern sie aus irgendeinem Grunde verfrüht der Mitwelt, will sagen den Mitgelehrten, vorlegen.

Der Teil der jüngeren Gelehrten, der das *Recht* hat, sich diese Worte Nietzsches auf Grund eigener Erfahrungen zu Gemüte zu führen, hat aber auch die *Pflicht* dazu. Das letztere ist nun in Wirklichkeit viel schwerer als der Uneingeweihte glauben möchte. Gemeint ist hier der an sich lobenswerte Drang begabter junger Menschen, möglichst schnell Anschluß an den Stand der Forschung zu gewinnen und sich dann selber in aller Eile ‚produktiv‘ zu gebärden. Über diese im tieferen Sinne gefährliche Neigung der edler veranlagten Jugend, zu viel von sich zu verlangen, hat sich der alte Goethe einmal in einem Briefe an Zelter vom 3. Dezember 1812 kritisch ausgesprochen: „Die meisten jungen Leute, die ein Verdienst in sich fühlen, fordern mehr von sich als billig. . . . Niemand bedenkt leicht, daß uns Vernunft und ein tapferes Wollen gegeben sind, damit wir uns nicht allein vom Bösen, sondern auch vom Übermaß des Guten zurückhalten.“<sup>8</sup> Wenn wir von mehr eigennützigen Gründen, sich früh und energisch produktiv zu betätigen, absehen, so bleibt wohl als Hauptursache ein mißverständneter innerer Trieb, philologisch etwas zu *leisten*, sich vor sich selber gewissermaßen zu *legitimieren* und so sein wenn auch noch so bescheidenes Plätzchen oder Eckchen in der Gelehrtenrepublik einzunehmen.

Dieser innere Trieb, jenseits der Dissertation in Eile Beiträge zur Wissenschaft zu liefern, mag nun auf bloßem Mißverständnis des eigentlichen Wesens echter existentieller Literaturforschung beruhen. Oft aber führt solche überstürzte Forschungsarbeit nicht so sehr von eigener falscher Auffassung, die durch die Jugend entschuldbar ist, her, als daß sie vielmehr auf fremde Anregung zurückgeht. Wem es wie Nietzsche vergönnt gewesen ist, unter einem anerkannten Meister philologischer Zucht von der Art Friedrich Wilhelm Ritschls<sup>9</sup> entscheidende Studentenjahre zu verbringen, der wird Nietzsches Erfahrung bestätigen können, daß solch ein großer Lehrer oft schon im Seminar oder in Privatgesprächen

<sup>8</sup> Briefe (Inselverlag) Bd. 2, S. 150.

<sup>9</sup> Nietzsches Lehrer in Bonn und Leipzig.

seine besten Schüler mit dem Hinweis auf gewisse Veröffentlichungsmöglichkeiten zum baldigen Produzieren anreizt. Je mächtiger die Persönlichkeit dieses Lehrers und je verehrender die Natur des begabten Studenten, desto größer ist die Gefahr, in der der flügge werdende junge Mensch schwebt. In vielen Fällen wird es ihm klar geworden sein, daß er auf einem ziemlich eng begrenzten Gebiet arbeiten muß, wenn er in absehbarer Zeit etwas Neues ans Licht des Tages hervorziehen will. Das Einfachste und verständlicherweise häufig am ehesten Unterstützung Findende ist, in dem wissenschaftlichen Betrieb des Meisters eine kleine Arbeit zu übernehmen, sie mit Entzagung durchzuführen und am Ende einen Baustein dem Baumeister zur Verfügung zu stellen. Manche Jünger mögen sich mit solcher Tätigkeit abfinden. Sollte aber einer dieser in der Fabrik der Wissenschaft so früh nutzbar gemachten jungen Arbeiter hin und wieder einige Muße haben, so wird er sie vielleicht darauf verwenden, sich über seine geistige Lage klar zu werden. Ist er wirklich einer der höher veranlagten Studenten, die sich aus innerer Not, aus Bildungs- im Gegensatz zur Lebensnot<sup>10</sup> ans Studium der Humaniora gemacht haben, so wird ihm wahrscheinlich das Herz schwer werden bei der Überlegung, daß seine jetzige sogenannte Forschungsarbeit doch eigentlich recht wenig mit dem zu tun hat, was ihn in den wichtigen Monaten bewegte, da er sich für seinen Lebensberuf entschied. Er wird sich gelegentlich dieser Selbsteinkehr darauf besinnen, daß er sich damals zu einer etwas höheren Warte aufzuschwingen gehofft hatte als der bescheidene Standort ist, von dem aus er nunmehr seine Studien betreibt. Wenn er ehrlich mit sich selber ist, wird er sich gestehen müssen, daß die wissenschaftliche Arbeit, wie sie sich unter den Vorschlägen des Lehrers gestaltet hat, ihn letzten Endes innerlich unbefriedigt läßt. Die wesentlichen Einsichten für sein eigenes Leben, die er von seiner gelehrten Tätigkeit erwartet hatte, sind ausgeblieben. Wer sich je in den immer noch wenig bekannten jungen Nietzsche vertieft hat, wird die hier nur in großen Zügen gegebene Entwicklung der Stellung Nietzsches zu seinem großen Lehrer mit Leichtigkeit vervollständigen können.

In der eben angedeuteten Stimmung grenzenloser Enttäuschung mag es dann geschehen, daß der in seiner Arbeit unsicher gewordene junge Gelehrte sich allen Ernstes daran macht, einen tieferen Blick in die philosophischen und historischen Grundlagen seines Faches zu werfen. Er wird versuchen, sich selbständig über die Geschichte und Philosophie der Philologie zu orientieren. Vieles, was er darüber liest, wird ihn langweilen. Ungeduldig strebt er weiter, um womöglich endlich einmal einem autoritativen Geiste zu begegnen, der die Philologie zwar mit Würde, aber nicht mit maßloser Überschätzung in die andern Bestrebungen des menschlichen Geistes einzuordnen weiß. Sollte ihn dann das Schicksal oder der Zufall oder vielleicht eine Fußnote zu den Jugendwerken und Briefen Nietzsches führen, so ist er gerettet oder wenigstens auf dem Wege zur Rettung. Er wird, falls er nietzschereif ist, mit wachsender

<sup>10</sup> Nietzsches Bezeichnungen aus den Bildungsanstaltenvorträgen.

Ergriffenheit die immer bedeutenden Selbstenthüllungen des jungen Philologen Nietzsche lesen und sich dessen schwerwiegenden Anklagen gegen gewisse Auswüchse der Universitätsphilologie anschließen. Alles, was sich in ihm langsam vorbereitet hat und in Gärung begriffen ist, drängt sich diesen auf echt nietzschesche Weise mit Blut geschriebenen Eröffnungen entgegen. Es ist durchaus denkbar, daß er wie gebannt über Nietzsches Briefen an Rohde und Gersdorff sitzen wird. Sollte es sich ereignen, daß er einem nahestehenden Menschen die Stimmung jener Stunden beschreiben wollte, so dürfte er zu den Worten greifen, die Nietzsche für sein erstes Bekanntwerden mit Schopenhauer gefunden hat: „Ich gehöre zu den Lesern Schopenhauer's, welche, nachdem sie die erste Seite von ihm gelesen haben, mit Bestimmtheit wissen, daß sie alle Seiten lesen und auf jedes Wort hören werden, das er überhaupt gesagt hat. Mein Vertrauen zu ihm war sofort da. . . . Ich verstand ihn, als ob er für mich geschrieben hätte. . . .<sup>11</sup> Die Wirkung solcher in Nietzsches Sinne ‚notwendiger‘ Lektüre auf einen jüngeren Philologen, den seine Lehrjahre unbefriedigt gelassen haben, wird sein, *muß* sein, daß er sich resolut an die Neugestaltung seiner Existenz als Philologe macht.

Welches ist nun der Kern der nietzscheschen Gedanken, der diese geistige Revolution hervorruft? In aller Kürze ausgedrückt ist es einfach die Erkenntnis, daß sein Streben, sich so bald wie möglich die Sporen in seiner Wissenschaft zu verdienen, mit dem rechten Studium der Literatur nicht nur sehr wenig zu tun hat, sondern ihn geradezu an dem wirklichen Eindringen in schwerere Dinge und entlegenere Regionen des Geistes hindert. Wenn er die wissenschaftliche Welt um sich schärfer betrachtet, wie sie es oft so eilig hat, zu rasch formulierbaren Ergebnissen der Forschung zu kommen, glaubt er die beschwörenden Worte Nietzsches zu vernehmen, der ihn auf das nachdrücklichste vor der Hast im Schaffen warnt. Es wird ihm mehr und mehr einleuchten, daß die Muße ein durchaus integrierender Bestandteil der geistigen Existenz des Gelehrten ist, der ohne sie sein Bestes gar nicht geben kann. Die strenge Forderung Nietzsches, daß der Gelehrte wieder stilles Wachstum und langsames Reifen würdigen lerne, die rigorose Forderung, das Laster der modernen Unruhe abzulegen, steht also im Mittelpunkt der Bedeutung, die das Nietzscheerlebnis für die jüngere Gelehrtengeneration hat oder jedenfalls haben kann. Es ist bei diesem ganzen Problem der Gelehrtenexistenz von einem Interesse, festzustellen, daß der junge Herder, *mutatis mutandis*, für das achtzehnte Jahrhundert dasselbe geleistet hat wie der junge Nietzsche für das neunzehnte. Der Herder des Reisejournals beklagt es bitter, schon so früh im Leben ein vielbeschäftigter Autor<sup>12</sup> geworden zu sein. Wäre er ein einfacherer junger Mensch gewesen, „wie viel falscher Ehre, Rangsucht, Empfindlichkeit, falscher Liebe zur Wissenschaft, wie viel betäubten Stunden des Kopfs, wie vielem Unsinn im Lesen, Schreiben und Denken“<sup>12</sup> hätte er wohl entgehen können! Es wird immer jammerschade

<sup>11</sup> Werke (Kröner), Bd. I, S. 398.

<sup>12</sup> Herders sämtliche Werke (Suphan), Bd. IV, S. 347.

bleiben, daß Nietzsche anscheinend den jungen Herder nicht aus dessen eigenen Schriften gekannt hat. Wenn er nicht in dem Vorurteil befangen gewesen wäre, Herder sei eben nur eine Johanneserscheinung, hätte er vielleicht Herder selber mit Fleiß gelesen. So unerhört es auch klingen mag, er hätte wahrscheinlich einen ihm selbst in mancher Hinsicht verwandten, sogar überlegenen Geist in dem jungen Herder entdeckt, der in dem bereits zitierten Reisejournal auf folgende ganz nietzscheähnliche Weise gegen verfrühte gelehrte Betätigung Stellung nahm: „O was ists für ein unersetzlicher Schade, Früchte affektiren zu wollen, und zu müssen, wenn man nur Blüthe tragen soll! Jene sind unächt, zu frühzeitig, fallen nicht bloß selbst ab, sondern zeigen auch vom Verderben des Baums!“<sup>12</sup> Stärker als Herder und Nietzsche hat wohl niemand – Goethe ausgenommen – im achtzehnten und neunzehnten Jahrhundert die Gefahren des Historismus für die humanistisch gebildete und sich betätigende Welt betont.

Die absolute Notwendigkeit von mehr Ruhe und Muße für den Gelehrten wird noch klarer, wenn man sich einmal das Verhältnis, das zwischen Dichter und Philologen eigentlich bestehen muß, recht überlegt. Der letztere muß als Interpret des ersteren ihm irgendwie kongenial sein. Beide müssen auf ähnliche geistige Erfahrungen zurückblicken können, wenn der Kritiker wirklich mit Autorität über den Dichter reden will. Das setzt voraus, daß der vorwiegend ästhetisch-kritische Mensch ein Leben führt, das dem des wahrhaft schöpferischen Menschen nicht ganz ungleich sein kann.

In diesem Zusammenhange dürfte es aufschlußreich sein, einen dieser „wahrhaft schöpferischen“ Menschen selber das Wort ergreifen zu lassen über die inneren Beziehungen zwischen Dichter und Kritiker. Wenn Goethe hier als Hauptrepräsentant der Dichter gewählt wird, so geschieht das, von allgemeinen Gründen abgesehen, auch aus der Überlegung heraus, daß er in Nietzsches geistiger Welt eine bedeutende Rolle spielt. Obwohl Nietzsches Verhältnis zu Goethe nicht leicht zu überschauen ist, so scheint es z. B. festzustehen, daß der Nietzsche der Bildungsanstaltenvorträge Goethes Anschauungen über Bildung geteilt hat, wie sie in Wilhelm Meisters Lehrjahren zu finden sind. Eine Grundüberzeugung Nietzsches, die unten weiter auszuführen sein wird, ist, daß die Philologie über bloße Gelehrsamkeit hinaus sich zum Range einer *Bildungsmacht* erheben muß, wenn sie wieder Einfluß auf das Leben gewinnen will. Dieser wichtige Gedanke einer ihrer Natur nach ruhigen Bildung im Gegensatz zur ruhelosen Wissensanhäufung ist es, der nebst vielem andern Dichter und Kritiker näher zusammenführt. Zur Bildung gehört eben Muße, und Goethe hat Muße und innere Sammlung als unerlässliche Lebenselemente des ästhetischen Menschen angesehen, des schöpferischen sowohl wie des vorwiegend kritischen. Im vierten Buch von *Wilhelm Meister* redet er von der „Innigkeit“, „in der ein Künstler bleiben muß, wenn er etwas Vollkommenes hervorzubringen denkt, und die selbst demjenigen nicht fremd sein darf, der einen solchen Anteil am Werke nehmen will,

*wie der Künstler ihn wünscht und hofft.*<sup>13</sup> Wenn hier mit einem Nachdruck auf eine geistige Haltung hingewiesen wird, die Dichtern und Philologen gemeinsam sein sollte, so geschieht das hauptsächlich, weil die zünftigen Literaturforscher sich nicht immer dieses inneren Verhältnisses zum Dichter bewußt gewesen sind. Der jüngere Nietzsche, der, wie oben schon angedeutet, in Bildungsfragen auf goetheschen Wegen gewandelt ist, hat an der beklagenswerten Entfremdung zwischen Künstler und, wie man im achtzehnten Jahrhundert sagte, Kunstrichter schwer gelitten. Seine Antrittsvorlesung in Basel, die er über Homer und die klassische Philologie hielt, sollte ursprünglich das allgemeinere Thema der Beziehungen oder vielmehr des häufigen Mangels an inneren Beziehungen zwischen Philologie und Bildung behandeln. Der Gedanke, daß das Studium der Literatur aus den Fugen geraten sei und daß er vielleicht berufen sein könne, es wieder einzurenken, hat den reiferen Studenten und den akademischen Lehrer Nietzsche nicht wieder losgelassen. Sein Denken in jenen glücklichen Jahren des Reifens kreist geradezu um die Philologie, die sich an so vielen Orten weit von den ihr traditionell zukommenden pädagogischen und anthropagogischen Zielen entfernt habe. Nietzsche versucht, anders ausgedrückt, eine Annäherung zwischen Dichter und Philologen zuwegezubringen. Der letztere soll wieder Wesentliches von Unwesentlichem unterscheiden lernen. Er soll, soweit das möglich sei, der künstlerischen Existenz näherrücken. Selbstverständlich weiß schon der junge Nietzsche, der den Begriff des Bildungsphilisters geprägt hat, daß er nur für eine begrenzte Zahl schreibt. Ihm, der geistesaristokratischen goetheschen Grundanschauungen nahesteht, ist die folgende, stark pessimistische Stelle aus Wilhelm Meister sicher nicht fremd: „Nicht allen Menschen ist es eigentlich um ihre Bildung zu tun, . . .”<sup>14</sup> Worauf es Nietzsche bei seinem Versuche, die philologische Existenz neu zu fundieren, ankommt, ist, den immergeschäftigen, unruhigen Philologen auf das Ruhig-Vornehme echter Bildung aufmerksam zu machen. Die Wesenserneuerung, die Goethe in Italien nach den alles andere als stillen letzten Weimarer Jahren erfuhr, ist es, die Nietzsche auch für den Philologen vorschwebt. Gewisse Worte aus der Italienischen Reise, die das Geheimnis der Goetheschen Umwandlung berühren, drücken für die dichterische Existenz aus, was Nietzsche gern für die Gelehrtenexistenz wahrhaben möchte. Man denke etwa an folgende berühmte Stelle: „Ich bin fleißig und nehme von allen Seiten ein und wachse von innen heraus.”<sup>15</sup> Die Bezugnahme auf Goethes Italienische Reise ist übrigens nicht nur aus inneren Gründen zu rechtfertigen. Nietzsches engster Freund unter seinen Altersgenossen, Erwin Rohde, schrieb ihm in dieser Zeit der Umwertung der Philologie einen herrlichen Brief, in dem die Italienische Reise zu nichts Geringerem als zum Maßstab seines eigenen Wachstums gemacht wird. Rohde, der

<sup>13</sup> Bong, Bd. 18, S. 176. Im Original ist nichts durch besonderen Druck hervorgehoben.

<sup>14</sup> Ebenda, S. 463.

<sup>15</sup> Bong, Bd. 25, S. 303.

sich mit dem jüngeren Nietzsche in allen wesentlichen Anschauungen eins wußte, dessen Briefe oft so bedeutend sind wie die des größeren Freundes, Rohde äußert sich wie folgt über das genannte Werk Goethes: „Ich habe Goethes Italienische Reise wieder gelesen und daran gemessen, daß ich doch seit dem letzten Mal, da ich sie las, um Haupteslänge gewachsen bin. Es ist freilich, wie er von einem Herderschen Buch sagt, keine Speise, sondern ein köstliches Gefäß, in das ein jeder legen mag, was er selbst mitbringt. Und nun empfand ich das Göttergleiche des Mannes in seiner Fähigkeit nur zu s c h a u e n , ohne Begriffsgrauheit, wie ein stärkendes Bad.“<sup>16</sup> Wer nun das spätere Leben Rohdes, der sich zu einem der führenden Philologen der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts entwickelte, genauer kennt, der wird wissen, wie sehr der ältere Rohde unter seiner sich immer mehrenden Arbeitslast als Universitätsprofessor gelitten hat. Dieser große Gelehrte, der meinte, daß die Arbeitsetze oft durch den *horror vacui* verursacht werde, klagte, er komme durch seine gelehrte Tätigkeit gar nicht zur rechten Andacht.<sup>17</sup> Um stilles Wachsen in echter Bildung,<sup>18</sup> das auch Nietzsche aller bloß addierenden Facharbeit gegenüber betonte, ist es ihm bitterernst, nur daß seine Existenz als Universitätsgelehrter mit daran Schuld war, daß er seine Jugendträume nicht in wirkliches Leben umzusetzen vermochte. Die Überwindung der Begriffsgrauheit, die er an dem Goethe der Italienischen Reise pries, blieb für ihn selber unerreichtes Ideal. Ein Gelehrter großen Stils, brachte ihm sein eigenes gehetztes Leben letzten Endes nicht die Erreichung des S c h a u e n s , das zur Erhöhung des Philologen in das Reich des Künstlers gehört. Was er einmal über die Geschichte der klassischen Philologie gesagt hat, läßt sich auf die Entwicklung seines eigenen Lebens anwenden, nämlich, daß die Philologie in ihrer Entfaltung den „Weg der wirklichen Kulturbedeutung zur vollen Historisierung“ gegangen sei. In seinen scharfen Worten: „Der Teufel hole das historische Begreifen großer Genien“<sup>19</sup> liegt eine Anklage seiner späteren Gelehrtenexistenz. Dies Gefühl, überhäufter Erbe und Epigone zu sein, ist in ihm fast so stark wie in Nietzsche, dessen Betreiben er teilt, nicht länger Zögling des s i n k e n d e n Altertums zu sein, sondern hinter die alexandrinische Welt zurück in wahrhaft schöpferische Epochen zu dringen. Nach solchen Worten wird es kaum überraschen, daß Rohde den großen Freund, dessen zweite Unzeitgemäße ihn gewaltig packte, „den tiefsten und reichsten Geist, der ihm begegnet“,<sup>20</sup> nannte. Gegen die Gefahr des Historismus hatte schon Goethe gewarnt, den Nietzsche in seinem glänzenden Vorwort zur Betrachtung „Vom Nutzen und Nachtheil der Historie für das Leben“ als Gewährsmann anruft. Ruhe und Muße, die unbedingt zum Wesen einer lebensvoller Bildung gehören, müssen wieder zu ihrem Rechte kommen. Wie Friedrich Schlegel in der Lucinde das „Fortschreiten ohne Stillstand und

<sup>16</sup> F. Nietzsches Gesammelte Briefe, Bd. 2, S. 141.

<sup>17</sup> O. Crusius, Erwin Rohde. Tübingen, 1902. S. 93.

<sup>18</sup> Ebenda, S. 65.

<sup>19</sup> Ebenda, S. 238.

„Mittelpunkt“ als „eine nordische Unart“<sup>21</sup> bezeichnet, so spricht der die Unruhe ablegende Goethe der Italienischen Reise mißbilligend von seiner „nordischen Geschäftigkeit“<sup>22</sup> als einer Untugend, die es im Süden zu meistern gelte. Goethes Betonung der inneren Sammlung und seine ener-gische Ablehnung ruheloser Zerstreutheit sind Dinge, die dem Gelehrten nietzschescher Prägung genau so wesentlich sind wie dem Dichter und dem Leser, zu denen Goethe in der Wilhelm Meisterstelle geredet hatte.

Wie wenig nun „emsige Betriebsamkeit“<sup>23</sup> hilft, wenn es sich um gewisse außergewöhnliche Erscheinungen der literarischen Welt handelt, dürfte auf der Hand liegen. Denkt man zum Beispiel an eine so feine und schwer erschließbare Gestalt wie Rainer Maria Rilke, so leuchtet die goethesche Forderung der Sammlung und Innigkeit sofort ein. In dem Reich eines Rilke ist mit Übereilung, mit bloßer ‚Arbeitsamkeit‘ wenig zu erreichen. Dazu bedarf es Menschen, die – um Nietzsche anzuführen – „eines innigen Sich-Versenkens und einer reinen Hingabe an den Genius fähig wären, und die Muth und Kraft genug hätten, Dämonen zu zitiren, die aus unserer Zeit geflohen sind!“<sup>24</sup> Mehreres, für Gelehrte nicht immer leicht Erreichbares ist notwendig: Geduld, seelisches Wartenkönnen, ein Sichabfinden mit unfruchtbaren Stunden der Verstimmung, ein immer erneutes Sichvertiefen in die Dinge, unter denen Rilke „nach dem Äquivalenten . . . für das innen Gesehene“<sup>24</sup> suchte. Der in einem fort beschäftigte, am Rande der Erschöpfung arbeitende moderne Philologe ist einfach unzuständig im Falle eines religiösen Dichters von der Größe und Tiefe Rilkes. Hier ist gelehrtenhafte Eile nicht nur unvornehm im nietzscheschen Sinne, sondern sie verschließt sogar ein geistiges Reich von eigenem Zauber und Reiz. Wie weit von einander entfernt die Welten Nietzsches und Rilkes auch sonst liegen mögen, Nietzsches Mahnung, daß der Gelehrte etwas Höheres als die sogenannte ‚Produktivität‘ anstrebe, ist ein *sine qua non* für den, der Zugang zu Dichtern wie Rilke finden möchte.

In der Vorrede zu den Bildungsanstaltenvorträgen hat der junge Nietzsche ein Bild von seinem idealen Leser entworfen, ein Bild, das der moderne humanistische Gelehrte sicher sorgfältig betrachten sollte, ehe er weitertreite: „Für die ruhigen Leser ist das Buch bestimmt,“ so beginnt Nietzsche sein ernstes Mahnwort, „für Menschen, welche noch nicht in die schwindelnde Hast unseres rollenden Zeitalters hineingerissen sind und noch nicht ein götzendienerisches Vergnügen daran empfinden, wenn sie sich unter seine Räder werfen, für Menschen also, die noch nicht den Wert jedes Dinges nach der Zeitersparnis oder Zeitversäumnis abzuschätzen sich gewöhnt haben. Das heißt – für sehr wenige Menschen. Diese aber ‚haben noch Zeit‘, diese dürfen, ohne vor sich selbst zu erröthen, die fruchtbarsten und kräftigsten Momente ihres Tages zusammen suchen,

<sup>20</sup> Ebenda, S. 177.

<sup>21</sup> Lucinde (Inselbücherei), S. 28.

<sup>22</sup> Italienische Reise, Bong, Bd. 24, S. 333.

<sup>23</sup> Nietzsche, Werke (Kröner), Bd. I, S. 232.

<sup>24</sup> Rilke, Die Aufzeichnungen des Malte Laurids Brigge (Insel), S. 101.

um über die Zukunft unserer Bildung nachzudenken. . . . Ein solcher Mensch hat noch nicht verlernt zu denken, während er liest, er versteht noch das Geheimnis, zwischen den Zeilen zu lesen, ja er ist so verschwendisch geartet, daß er gar noch über das Gelesene nachdenkt — vielleicht lange nachdem er das Buch aus den Händen gelegt hat. Und zwar nicht, um eine Recension oder wieder ein Buch zu schreiben, sondern nur so, um nachzudenken! Leichtsinniger Verschwender! Du bist mein Leser, denn du wirst ruhig sein, um mit dem Autor einen langen Weg anzutreten . . . ”<sup>25</sup> Solch vor- und rücksichtiges Lesen ist erforderlich, um vom Genius zu erfassen, was man erfassen mag. Nur auf diese Weise tritt man mit Nietzsche den langen Weg zum Übermenschen an und mit Rilke den noch längeren und wohl noch seltener betretenen Weg zu Gott.<sup>26</sup>

Wenn nun ein junger Gelehrter die oben angedeuteten inneren Gefahren seines Berufes mit Hife großer Dichter und Denker klarer sieht und sie vermeiden lernt, so ist damit aber nur ein Teil, wenn auch der größte, der ihn bedrängenden Schwierigkeiten und Nöte ins Auge gefaßt. Er ist eben nicht nur Gelehrter, der seine Hauptaufmerksamkeit seinen gelehrt Studien widmen darf; in wohl allen Fällen ist er zu gleicher Zeit und in erster Linie Lehrer, der einen sehr beträchtlichen Prozentsatz der ihm zur Verfügung stehenden Stunden auf die Vermittlung bereits erworbenen Wissens zu verwenden hat. Wenn ihn nun nicht ein unüberwindlicher Forschertrieb beseelt, so ist die Gefahr vorhanden, daß er in seinen durchaus berechtigten, an erster Stelle kommenden Pflichten als Lehrer aufgeht, besonders da zu der eigentlichen Lehrtätigkeit ohne Ausnahme ein gewisses Quantum Verwaltungsarbeit irgendeiner Art hinzutritt. Es gibt aber eine noch grösere Gefahr, der diejenigen unter den Jüngeren ausgesetzt sind, denen die Forschung nun einmal Lebensnotwendigkeit ist. Unter den Umständen, unter denen sie arbeiten, ist es vielleicht zu verstehen, daß sie dem Grundübel der etwas von sich fordernden Philologen verfallen: *sie werden hastig*. Eine gewisse Eile mag nun nicht schaden, wenn es sich um mehr mechanische, zusammenstellende Forschung handelt. Sollte der jüngere Gelehrte aber sich mit wirklich überragenden Geistern in ihrer inneren Problematik zu beschäftigen wagen, so ist Hast und unablässiges Schaffenwollen nicht nur letzten Endes nutzlos, sondern in einem tieferen Sinne geradezu schädlich.

Was die vorliegende Arbeit anstrebt, ist natürlich alles andere als eine Verteidigung des jüngeren akademischen Lehrers, der sich aus irgendeiner Ursache um die Wissenschaft nicht kümmert. Nichts könnte verfehlter sein. Sie will aber für den bereits ‚produktiv‘ gewordenen Universitätslehrer eine Lanze brechen, der auf Grund ernster Studien zu einer höheren Auffassung von ‚Produktivität‘ gelangt ist. Wer noch in jüngeren Jahren, auf welchem Wege es auch sei, zu der wichtigen Einsicht gekommen ist, daß Muße und langsames Reifen und Sichentwickelnlassen

<sup>25</sup> Nietzsche's Werke (Kröner), Bd. IX, 428-9.

<sup>26</sup> „Aber der Weg zu dir ist furchtbar weit

und, weil ihn lange keiner ging, verweht.“ Das Stunden-Buch (Insel), S. 80.

der Dinge unerlässliche Vorbedingungen existentiellen kritischen Schaffens sind, der wird aus zwingenden inneren Gründen nicht immer in regelmäßigen Abständen etwas Wissenschaftliches hervorbringen können oder vielleicht nicht einmal mehr wollen. Da nun von Universitätsverwaltungen nur zu häufig die Zahl der Veröffentlichungen als Maßstab der Forschungstätigkeit der jüngeren Gelehrten angesehen wird, so dürfte ein verständnisvolles Entgegenkommen der Dekane und älteren Gelehrten sowohl die innere und äußere Lage der Jüngeren etwas erleichtern wie auch den Wert der wissenschaftlichen Leistung erhöhen. Es geht ja hier nicht um die Befürwortung der Trägheit, sondern lediglich darum, denen, die ungeeignete Geisteswege betreten, genügend Vertrauen entgegenzubringen, daß sie auch wirklich in einem feineren Sinne ‚tätig‘ sind. Es ist ja immerhin möglich, daß schon dem jungen Philologen größere Zusammenhänge sich erschließen, daß weite Perspektiven sich auftun, die nachzuprüfen oder gar annehmbar zu gestalten längere Zeit in Anspruch nimmt. In solchen Fällen, von deren Existenz ältere Gelehrte in verantwortlichen Stellen sich nicht allzuschwer Kunde verschaffen können, sollte der Druck, übereilt wissenschaftliche Resultate vorzulegen, von den schon genügend belasteten Schultern der jüngern Gelehrten generation genommen werden. Sollte dieses sich, aus welchem Grunde auch immer, als unmöglich oder unratsam erweisen, so muß der junge Gelehrte vor materiellen Opfern nicht zurückschrecken. Das dürfte umso weniger schwierig sein, je mehr es ihm um letzte, wesentliche Dinge geht. Wenn er wirklich überzeugt ist, daß der Schüler nicht über seinen Meister, der Philologe nicht über den Dichter ist, wird er nichts Ungebührliches darin finden, die wirtschaftlichen Unbilden manches großen Dichters zu ertragen. Er wird sich erziehen, diese geringzuschätzen im Vergleich mit dem strengen Glück des Künstlers, der nach Goethe „innerlich auf das köstlichste begabt“ ist und „einen sich immer selbst vermehrenden Schatz im Busen“<sup>27</sup> trägt. So wird er lernen, die berüchtigte vorlaute Frage des ökonomischen Menschen, wer ihm denn sein Werk bezahle, mit der Gegenfrage des ästhetischen Menschen zu beantworten, wie sie Hauptmann Heinrich dem Glockengießer in den Mund gelegt hat: „Wollt Ihr das Glück beglückt? den Lohn belohnt?“<sup>28</sup>

So wie einst Herder bei seinem Jugendangriff auf die alles Originelle zu ersticken drohende Vorherrschaft der antiken Geistesorientierung gleichzeitig betonte, daß er keineswegs das Studium der Alten angreife, sondern es allen Ernstes fördern wolle, so soll auch am Schlusse dieser Arbeit noch einmal gehörig und so emphatisch wie möglich hervorgehoben werden, daß von einem Angriff auf die Forschung als solche durchaus nicht die Rede sein kann. Nichts wäre den hier vertretenen Anschauungen entgegengesetzter als die Verdächtigung reifer wissenschaftlicher Arbeit. Nur die Hast des modernen Gelehrten, seine krankhafte Sucht, früh und oft zu Wort zu kommen, und die häufig zu findende Neigung älterer

<sup>27</sup> Wilhelm Meisters Lehrjahre, Bong, Bd. 18, S. 65-66.

<sup>28</sup> Die Versunkene Glocke, Akt drei.

Gelehrter, jüngere Kräfte zu diesen Untugenden anzutreiben, — diese bedenklichen Erscheinungen im akademischen Leben sollten einmal vom Standpunkt eines ganz Großen und ihm verwandter Geister in Frage gestellt werden.

Wir hatten mit einem Nietzscheswort über den Wert der ruhigen Fruchtbarkeit für die modernen Gebildeten im allgemeinen und die Gelehrten im besonderen den Hauptteil dieser Abhandlung begonnen. Mögen ein paar weitere Worte des zum Philosophen werdenden Philologen Nietzsche sie beschließen: „Aus Mangel an Ruhe läuft unsre Civilisation in eine neue Barbarei aus. . . . Die Gelehrten schämen sich des *otium*. Es ist aber ein edel Ding um Muße und Müßiggehen.“<sup>29</sup> Um aber ganz sicher zu sein, daß er ja nicht mißverstanden wird von unberufenen Elementen, die überhaupt nicht in seinem geistigen Gesichtskreis liegen, beendet Nietzsche den Abschnitt aus „Menschliches Allzumenschliches“, der die schöne Überschrift „Zu Gunsten der Müßigen“ trägt, auf die folgende bei aller Ironie markante Weise: „Ihr meint doch nicht, daß ich mit Muße und Müßiggehen auf euch ziele, ihr Faulthiere? —“<sup>30</sup>

<sup>29</sup> Nietzsches Werke, Bd. II, S. 262.



### Hermann Hesse

Den Lorbeerkrantz als Krone deinem Haupte,  
umstrittner Genius von vielen Landen!  
Was, Wunder, wenn dein Blut den Schwüren glaubte,  
die, Bruderherz, dich an das Weltherz banden?  
Laß uns in deiner blanken Seele schauen  
des Demians Vater und Siddharthas Mutter auch.  
Du dürftest wohl der Doppelwaise trauen  
da du auch Camenzind, nach altem Brauch.

Viel tausendfach im Strom des Lichtes Wärme  
hast du geläutert deines Geistes Flug;  
zogst du hinan in menschenferne Ferne  
wohin des Dichters Seherschau dich trug. —  
Nichts Menschliches, das deinem Sinne ferne!  
Nichts Göttliches, das dir nicht innig schlug!

Oberlin, Ohio.

—Ambrosia Barbara Goerner.

## ZUR AMERIKANISCHEN GESAMTAUSGABE VON HEINES WERKEN

WALTER WADEPUHL, *West Virginia*

Wenn man von der ersten Gesamtausgabe der Werke Heinrich Heines spricht, so versteht man darunter gewöhnlich die fünf Jahre nach seinem Tode im Verlage Hoffmann und Campe erschienene Original-Ausgabe von Adolf Strodtmann. Trotzdem ist eine Gesamtausgabe schon zu des Dichters Lebzeiten in Amerika in Angriff genommen worden. Unter den laxen Copyright Gesetzen der Vereinigten Staaten hatte es der Verlag John Weik in Philadelphia übernommen, im Jahre 1855 einen unbefugten Nachdruck zu veranstalten. Von diesem Werke erschienen die ersten zwei Bände noch zu des Dichters Lebzeiten, die übrigen vier im Jahre 1856. Diese sechs Bände stellen somit die erste wirkliche Gesamtausgabe von Heines Werken dar. Dieser unbefugte amerikanische Nachdruck, der in den letzten Briefen Heines und dessen Verlegers Campe behandelt wird, sollte noch kurz vor des Dichters Tode eine wichtige Rolle spielen.

Als Heine im Jahre 1852 die Vermittlung seines Bruders Gustav benutzte, um für seinen „Romanzero“ ein höheres Honorar zu erlangen, kam es zwischen diesem und Campe zu heftigen Auseinandersetzungen. Als der Verleger auf seine Prioritätsrechte für alle Neuerscheinungen Heines hinwies, erwiderte Heines Bruder, daß ein solcher Kontrakt einer Kravatte gliche, die man jederzeit leicht auflösen könne. Campe wurmte und beunruhigte diese Äußerung Gustavs; und er versäumte von nun an keine Gelegenheit, um Heine mit Hinweis auf diese Episode verlegerische Machinationen vorzuwerfen und bestand schließlich auf einen neuen Kontrakt, um allen Eventualitäten, wie den Drohungen des Bruders, für spätere und posthume Werke vorzubeugen. Heine andererseits war interessiert kontraktlich festzulegen, daß die von ihm schon bei Lebzeiten vom Verleger bezogene jährliche Rente nach seinem Tode auch seiner Witwe Mathilde weiterbezahlt würde. Doch seine schwere Krankheit verhinderte ihn an einer Reise nach Hamburg, und Campe war geschäftlich zu sehr beansprucht, um nach Paris zu kommen. So beschränkte man sich auf Korrespondieren, ohne dabei zu einem schriftlichen Einverständnis zu gelangen. Außerdem war Campe zur Zeit entschieden im Vorteil, denn er besaß einen wenn auch losen Kontrakt, während die Sicherstellung von Mathilde ganz auf mündliche Vereinbarung beruhte. Heines Sekretär Reinhardt, der gerade in Hamburg mit Campe über diese Punkte verhandelte, schrieb darüber am 17. Februar 1855 an Heine: <sup>1</sup>

Ich begleite Ihnen einliegend den Campeschen Entwurf zu einem Zusatz zu Ihrem Contrakte zurück, und bedaure nur, daß

<sup>1</sup> Die Briefe vom 17. Februar, 27. März, 14. April, 17. April und 25. April 1855 sind alle dem Albert Strauß Heine-Nachlaß entnommen und hier mit der freundlichen Genehmigung des Eigentümers zum ersten Male veröffentlicht. Der Brief vom 10. Juni, in Hirths „Briefwechsel“ sehr fehlerhaft zitiert, ist ebenfalls nach dem Original wiedergegeben. Die Briefe vom 30. Mai, 17. August und 26. August 1855 sind nach Hirth zitiert.

Sie mir diesen letztern nicht zugleich mitgeben konnten, um den Anhang im Vergleich mit dem Hauptstück beurtheilen zu können, was ich mir nun bis zu meinem nächsten Besuch bei Ihnen vorbehalten muß. Mittlerweile jedoch, und im Vorbehalt dieser näheren Prüfung, glaube ich Sie auf einige Punkte in der neuen Schrift aufmerksam machen zu müssen, die mir bedenklich scheinen. Nicht daß ich an der ehrlichen Absicht d H. Campe zweifelte, nach welcher er durch diesen Anhang zu Ihrem Contrakt nur eventuellen späteren Mißverständnissen u. Streitigkeiten vorbeugen will, wie er es mir aufs glaubwürdigste versicherte; aber Sie müssen auch Ihrerseits bei dieser Gelegenheit etwas bündiges thun, um gegen mögliche anderweitige Vorkommnisse der Zukunft Ihre moralischen Interessen als Autor und die materiellen Rechte Ihrer Witwe zu schützen, von denen in dem Stücke gar nicht die Rede ist. Eine solche Auslassung von Seiten des eintrachtliebenden H. Campe hat mich sogar gewundert, ich muß es gestehn.

Von diesem Gesichtspunkt aus dürfen Sie nun zuerst in Bezug Ihrer vergangenen Publikationen keineswegs zugeben, daß der späteren Gesamtausgabe anonyme Sachen von Ihnen einverleibt würden; denn wo würde hier eine Grenze zu setzen sein, nachdem Sie selbst nicht mehr darüber zu wachen im Stande wären. Und zweitens dürfen Sie von Ihren etwaigen künftigen und posthumen Schriften dem H. Campe ein Recht zur Einverleibung nach 10 oder weniger Jahren in die Gesamtausgabe durchaus nur auf diejenigen einräumen, die er selbst inzwischen nach zu treffenden besondern Uebereinkünften zwischen ihm u. Ihnen oder Ihren Erben verlegt haben wird; denn andernfalls lähmen und beeinträchtigen Sie aufs empfindlichste die künftigen gerechten Ansprüche sowohl Ihrer selbst während Ihrem Leben, als auch Ihrer Witwe nach Ihrem Tode, eine Beeinträchtigung, die Sie bitter bereuen dürften und niemals würden verantworten können. Übrigens sprechen wir dieser Tage weiter darüber, u. jedenfalls bitte ich Sie, nichts zu zeichnen bis wir uns wieder gesehen.

Unter der Hand sehe ich auch vielleicht H. Campe wieder, den ich nach seiner Einladung besuchen werde, wenn ich einen Augenblick Zeit dazu finde.

So lagen die Verhältnisse, als mit dem Eintreffen des folgenden Briefes aus New York die Lage eine plötzliche und für Heine günstige Wendung erfuhr:

Herren Hoffmann & Campe Hamburg N York 27. 3. 55.

Einliegende Anzeige aus der New Yorker Abend Zeitung v 24/3 liefert Ihnen den Beweis, daß Ihr Verlag von Heinr Heine's sämmtlichen Werken einen amerikanischen Stereotypen Nachdruck erleiden soll. Die erste Lieferung von 100 Seiten Octav, schön auf Velinpapier gedruckt kostet geheftet mit geschmackvollem Umschlag nur 25 Cents und enthält den ersten Theil der Reisebilder, daß das ganze Werk also höchstens 1 \$ 25 cents

kosten würde — Buchhändlern gegen baar wird 50% bewilligt. — Der Haupt Agent John Weik in Philadelphia ist der eigentliche Verleger und die Buchdruckerfirma King & Baird in Philadelphia drucken und stereotypiren diese Werke für John Weik und haben auf Verlangen desselben ihre Namen als Verleger zum Deckmantel dazu hergegeben. — Es wird und muß Ihnen diese Neuigkeit allerdings unangenehm sein und Sie werden Anfangs den Schaden bedeutend kleiner vernehmen, als er wirklich in kurzer Zeit Ihnen erwachsen wird. Da ich bestimmt weiß daß mit nächstem Steamer sogleich viele Probeexemplare nach Deutschland der Schweiz England u Frankreich gesandt werden sollen um Bestellungen darauf anzunehmen — Herr Liebing Theilhaber des John Weik ist schon am 24 März pr Steamer Hermann dieserhalb nach Europa gereist, will Heine sogleich in Paris besuchen und wenn möglich ihn bewegen zum amerikanischen Nachdruck gegen ein Honorar eine zweckmäßige Vorrede zu schreiben. — Dieses müssen Sie nun augenblicklich nach Empfang dieses zu vereiteln suchen. —

Ferner will ich Ihnen ein Rath mittheilen, daß wenn Sie ohne Aufschub eiligst denselben pünktlich befolgen, der Nachdrucker Weik nicht mehr drucken und seine Stereotypplatten einschmelzen wird. Nämlich: 1., Sie müssen Heine sogleich bitten eine Vorrede zu schreiben gegen diesen Nachdruck und ist es Ihnen nicht möglich mit einer neuen für Amerika bestimmten Ausgabe jeden Band stereotypirt in acht Tagen zu liefern, so lassen Sie gef zu ihren noch vorräthigen Reisebildern neue Titel und Umschläge machen auch mit Heines Kupferstich im ersten Bande und Heine's Vorrede gegen den Nachdruck broschirt. — Diese Reisebilder müssen aber wenigstens ebenso gut wenn nicht besser als der Nachdruck sein, und man muß den nämlichen Rabatt 50% und denselben Preis als den der Neudrucker gewähren. — Demnach wenn der Ladenpreis 25 cents ist also 12  $\frac{1}{2}$  cents net würde der Band oder die Lieferung net nach Abzug des Zolles und Spesen ohngefähr auf 4/gr. der Band bringen. — Wenn Sie mir dann mit nächstem Steamer von Hamburg oder Bremen 300 Ex Reisebilder oder weniger wenn solche nicht mehr vorräthig wären mit neuen Titeln Kupferstichen und Umschlägen zu 16/gr p Exempl netto einschicken und selbige spätestens gegen Mitte Mai hier eintreffen, so würden die Meisten gewiß lieber die Originalausgabe mit Heines Portrait und neuer Vorrede als den dann noch nicht ganz fertigen Nachdruck kaufen. — Gern will ich den Verkauf übernehmen und Ihnen in Kürze strengste Rimessen einhanden, auch in kurzer Zeit Ihnen den Beweis geben daß der Nachdruck aufhören muss.

Ueber meine Solidität etc. —

Da ich nun mit Herrn Westermann, Schmidt sowie mit allen hiesigen und Philadelphiaern Buchhändlern im besten Vernehmen stehe so ersuche ich Sie als Ehrenmänner meinen Namen weder zu veröffentlichen noch zu irgend jemand schriftlich dieser Mittheilung zu erwähnen. Denn da es durchaus mein Grund-

satz ist keinem Menschen Schaden zuzufügen so suche ich allerdings Ihnen erst Recht zu verschaffen und den Nachdruck zu hemmen werde aber darauf John Weiks Schaden suchen vollkommen auszugleichen und ihm dann die Mittheilung selbst erklären. — Bitte Sie nun recht sehr um eilige Antwort.

P. S. Noch beifügen wie der Titel des Nachdrucks der Heineschen Reisebilder. — Mein ältester Sohn Wilhelm geht mit dem heutigen Steamer über England, Paris nach Stuttgart zu Gotta's und wird dann zur Leipziger Messe kommen. Bei K F Köhler werden Sie ihn erfragen können, da aber Herr Köhler ein Schwager von H. Liebing ist so bitte ich Sie sehr vorsichtig zu sein und ihm keine Mittheilung über Ihre Maaßregeln gegen den Nachdruck mitzutheilen; — so wie überhaupt an Niemand, desto sicherer und leichter ist der Erfolg. — Versäumen Sie keine Minute sogleich ernstlich und mit Nachdruck gegen den Nachdruck zu arbeiten, pünktlich meinen Rath zu befolgen damit nicht wie gewöhnlich auch Sie die traurige Wahrheit erfahren es ist zu spät. — Cottas Nachdrucker hier Thomas, wird bald seine Platten jetzt einschmelzen.<sup>2</sup>

Diese Nachricht schlug wie eine Granate bei Campe ein. Erstens bedeutete dieser amerikanische Nachdruck eine kostspielige Konkurrenz und zweitens gab er dem Dichter, dessen Krankheit in seiner ganzen Hefligkeit Campe wohl nie recht erkannt hatte, die Gelegenheit, unter vorteilhaften Bedingungen mit einem amerikanischen Verleger abzuschließen und seine sämtlichen Werke, deren Herausgabe Campe schon seit 1838 verzögert hatte, in einem zensurfreien Lande erscheinen zu lassen. Campe, der bisher die Oberhand über den schwerkranken und verschuldeten Dichter hatte, mußte plötzlich einsehen, daß diesem eine gewaltige Waffe gegen ihn gereicht wurde. Die Kravatteneisode durfte unter keinen Umständen zur praktischen Ausführung gelangen, und so setzte Campe alles daran, dem Vertreter des amerikanischen Verlegers in Paris zuvorkommen, um mit Heine die Angelegenheit sofort zu seinen eigenen Gunsten zu regeln.

Obgleich ihn nie etwas von dem Besuch der Leipziger Messe abhalten konnte und er seinem Geschäftsvertreter Gathy alle wichtigen Angelegenheiten in Paris zu überlassen pflegte, war diese doch zu wichtig, um eine dritte Person darin zu verwickeln; und so rüstete sich Campe zur sofortigen Abreise nach Paris. Heines Mutter und Schwester, überrascht

<sup>2</sup> Die Anzeige in der „New Yorker Abendzeitung“ lautet: Americanische Volksbibliothek deutscher Classiker. Unter diesem Titel hat die Firma King & Baird in Philad. ein vortreffliches Unternehmen begonnen. Sie beabsichtigt die sämmtl. neuern Klassiker der Deutschen in einer eleganten und zugleich wohlfeilen Ausgabe dem deutschen Publicum in den Ver. St. zugänglich zu machen. Der Vater der neuern Lyrik H. Heine eröffnet den Reigen. Seine Werke werden hier ohngefähr für 5-6 Dollar geboten werden. Auf Heine würde wie wir hören folgen: Freiligrath, Lenau, Chamisso, Börne, Herwegh, Kindel, Becker, Hebbel etc. Alle 14 Tage später vielleicht alle 8 Tage erscheint eine Lieferung. Die erste ist bereits erschienen; sie enthält den ersten Theil der Reisebilder, welche in der Original-Ausgabe 7 Thlr kosten, werden hier ca \$1 oder höchstens \$1.25 kosten. Wir glauben daß es keiner weiteren Angabe zur Empfehlung des Unternehmens bedarf.

und mißtrauisch über diesen plötzlichen Entschluß, berichten darüber am 17. April an Heine:

Soeben kommt Schief und bringt mir [Heines Mutter] ein gruß von Campe und läßt mich fragen, ob ich etwas an dir zu bestellen hätte, er reiset nach Paris, wo er freitag eintreffen würde, ich fragte, was dan vorgefallen wäre, er sagte, Campe ginge nur nach Paris um dich zu beruhigen über ein Neujorker Plaan der ihm und dir betreffe, nun kan ich mir aber die liebe von Campe für dich nicht so mächtig denken daß er nur um dich zu beruhigen nach Paris reisen soll, wo doch die oster Messe vor die thür ist, es muß also wohl hauptsächlich sein intresse sein was ihm treibt, bei lottche hat er garnichts sagen lassen, warum weis ich nicht, ob er mit lottchen oder Embden gespant ist, weis ich nicht . . .

und:

Campes Liebe zu dir, kömmt mir [Heines Schwester] eppes verdächtig vor, das As hat mir nicht mal sagen lassen daß es abreist; meidet mich wie die Pest. was ist für eine Geschichte mit New-york. Mutter kömmt vor Neugirde um. . . .

Vor seiner Abreise von Hamburg schickte Campe am 14. April eine Abschrift obigen Briefes aus New York mit folgendem persönlichen Schreiben begleitet an Heine voraus:

Die Saat des Herrn Strodtmann ist aufgegangen, wenn auch nicht auf seinem Acker, doch auf dem gepachteten, an dem er Partagiren wird.

Seit 3 Tagen sind mir fünf Berichte aus Philadelphia u. New York zu gekommen, der v. 27 März ist der umständlichste u. am besten unterrichteste, den ich daher abschreiben lasse, Sie von den Intentionen jener Leute in Kenntniß zu setzen, namentlich: daß Hugo Liebing (der Associé der Nachdrucker) entweder seine Aufwartung schon gemacht hat oder doch in den nächsten Tagen bei Ihnen machen wird, um von Ihnen (wie Strodtmann es beabsichtigte)<sup>3</sup> die Autorität zu dem Bande zu erlangen — !! —

Dieser Brief ist so gründlich und setzt Sie über die ganze Spitzbüberei so in Kenntniß, daß ich nicht ein Wort hinzuzufügen brauche, damit Sie Sich vor den Stricken wahren können, die Ihnen gelegt —

Vor drei Tagen gab ich an Westermann & Co in New York sofort Auftrag pr. Steamer. Ebenfalls eine Auflage (im amerikanischen Geschmack) für meine Rechnung drucken zu lassen. Den Preis meiner Ausgabe, 1/5 billiger zu stecken: statt 10 Cents, 8; folge der Nachdrucker auf 8, dann auf 6 u. s. w. bis zu 1 Cents pr Heft. Da diese Leute des Gewinns wegen arbeiten, so dürfte ihnen der Appetit bald vergehen, ein Geschäft zu cultivieren, wobei voraussichtlich kein Gewinn, sondern der entschiedenste Verlust unabweißbar in Aussicht steht.

Wie Ihr Befinden ist, weiß ich nicht. Aber ich denke mir, daß Ihnen allerlei Gedanken und Bemerkungen entgegen treten,

<sup>3</sup> Diese Anspielung auf Strodtmann scheint den Heineforschern unbekannt; vgl. dazu auch Heine an Campe, 14. Dezember 1852.

die Sie behelligen könnten. Diese Unruhe Ihnen zu ersparen, werde ich, so kurz es auch vor der Messe ist u so nöthig wie ich dafür meine Zeit verwenden sollte—im Lauf der nächsten Woche bei Ihnen in Paris mich Ihnen vorstellen.

Heine durchschaute Campes Pläne sofort und beschloß, diese günstige Gelegenheit zu benutzen, um seine eigenen Vorteile geltend zu machen. Er selbst hatte ja durch eine Verzögerung dieser Angelegenheit nichts zu verlieren, und so ließ er den verzweifelten Campe erst ein Weilchen zappeln. Während der ersten Tage von Campes achttägigem Aufenthalt in Paris empfing er ihn selten, ging auf keine geschäftlichen Besprechungen ein oder verwies ihn an seinen Sekretär Reinhardt, der trotz Vereinbarung sich nie bei Campe im Hotel einstellte, so daß Campe sich am 25. April schließlich schriftlich von Paris aus an Heine wenden mußte:

Meine Zeit, die ich für Paris bestimmt habe — acht Tage — geht auf die Neige. Morgen Abend mögte ich nach Hamburg zurück kehren, um den 1ten Mai in Leipzig zur Messe zu seyn. Meine Zeit hat ein bestimmtes Maß, das ich ohne großen Verlust nicht überschreiten darf und kann. Der Zweck meines Hierherkommens ist: Sie zu sehen, Sie von dem amerikanischen Nachdruck pp in Kenntniß zu setzen—und gegen dieses Unternehmen, wie der amerikanische Buchhändler es verlangt u wie es gewiß praktisch sehr nützlich seyn würde, von Ihnen eine:

- a) Vorrede oder Einleitung zu erhalten; und
- b) Eine Bestätigung unseres Contractes, um den Gelüsten des Gustavs schärfere Gränzen zu ziehen; welche Sie mir s. Z. versprochen haben.

Täglich bin ich bei Ihnen gewesen, ohne in der einen oder andern Sache einen Schritt vorwärts zu kommen, der Gestalt, daß ich meine Zeit nutzlos verrinnen sehe. Herr Reinhardt schrieb Ihnen am 21, er wollte mich besuchen; bis heute ist er nicht gekommen. Inständigst bitte ich Sie, lieber Heine, es mir gradezu zu sagen: wenn Sie nicht geneigt sind meinen Wunsch zu erfüllen, damit ich meiner Wege gehe, um an anderer Stelle zu erscheinen, wo meine Gegenwart gefordert wird.

Gestern haben Sie mich nicht empfangen; heute könnte mir dasselbe Loos zu theil werden. Für alle Fälle schreibe ich diese Zeilen und bitte, so bald als möglich um eine schriftliche Antwort, die mich mit Ihrem Willen bekannt macht.

Nachdem Heine sein Spiel auf die Spitze getrieben hatte, kam schließlich ein geschäftliches Zusammentreffen zustande. Wenn auch nicht sofort ein schriftliches gegenseitiges Abkommen getroffen wurde, so wurden doch die Grundlagen dazu mündlich niedergelegt. Heine, der in Geldangelegenheiten seinem Verleger gegenüber immer sehr mißtrauisch war, handelte auch hier mit Vorsicht und schob unter Vorwänden seine Unterschrift zu Campes Verlagsbedingungen solange hinaus, bis er erst Campes Unterschrift für seine eigenen Forderungen zur finanziellen Sicherstellung Mathildes in Händen hatte. So lesen wir noch am 30. Mai:

... jetzt leide ich nur durch die unaufhörlichen Kra[e]mpfe; bekomme ich Ruhe, so werde[n] sie wohl nachlassen. An die Abfassung unserer Contraktsverdeutlichungen gehe ich, sobald ich nur meiner nächsten Schwülitäten entlastet bin und ich bin herzlich sicher, daß auch kein Jota übrig bleibt, was Ihnen Bedenkllichkeiten zu bieten im Stande wäre; Sie sollen ganz für alle Muthmaßlichen Fälle zufrieden gestellt werden . . .

Campe erfüllt darauf ganz nach Heines Wunsch seinen Gegenkontrakt; beklagt sich allerdings am 10. Juni, daß Heine überall an seinem eignen Kontrakt auszusetzen habe und gibt schließlich Auskunft über den Verlauf der Verhandlungen mit Westermann in New York:

Ihr Schreiben, das Sie mit vieler Mühe abgefaßt haben vom 30 Mai, ist mir zugekommen. Freilich gaben Sie mir mancherlei Räthsel auf, die ich nicht lösen kann.<sup>4</sup> Hr Reinhard, hat sich wie ein Mensch ohne Erziehung gegen mich benommen. Sechs Tage hat er mich bis 12 Uhr wie einen Gefangenen in meinem Hotel gebannt. Er versprach zu mir zu kommen; gestattete das seine Zeit nicht, dann konnte er mir schreiben, mir eine Stunde, bei Tag oder Nacht bestimmen, wo ich ihn in seiner Häuslichkeit finden würde. Ich würde mich bei ihm rechtzeitig eingefunden haben. Aber einen Reisenden sechs Tage in Paris, wenn auch am Vormittage zu einem Gefangenen zu machen, weil ein Mensch nicht Wort halten will — Das ist mal honnet! — Sehr verstimmt habe ich Paris verlassen. Ihnen gewährte ich Alles was Sie gewünscht — ; mir schlügen Sie ab, was Sie mir seiner Zeit versprochen haben, nämlich eine präziesere Fassung, der im Contracte mir bereits eingeräumten Punkte, um dem „Cravatten-Gelüste“ den Eingang zu versagen. Mein Anwalt hat mir diese übergeben; ich legte sie Ihnen und Ihrer Genehmigung vor. Sie machten mir Einwendungen, als wären Nova darin, die im Contracte nicht stipuliert und bereits festgestellt sind. Alles ist im Contracte bewilligt, dessen jetzt gedacht worden, nichts ist Neu, nur präziser ist er gefaßt worden.

Ihnen überließ ich es, weg zustreichen was Ihnen unbequem sey — : kann ich gefälliger und mich Ihnen anschmiegender seyn,, wie ich es gewesen bin?

Unser Contract steht fest, ihn ummodeln wollen, das sey fern von uns beiden; aber nach den von Gustav gemachten Aussichten erwarte ich von Ihnen, daß Sie solchen Drohungen, zur Ruhe und Frieden Ihrer und meiner Familie, das Unerlässliche thun; das ist Ihre Pflicht für Ihre Frau; denn ein entstehender Prozess kann über solche Fragen länger währen, wie uns das Leben zu genießen beschieden seyn mögte, während dessen Dauer eine Deponirung bei Gericht, die Pension ihr fehlen würde.

<sup>4</sup> Heine schrieb am 30. Mai 1855 an Campe: „Gestern hab ich die Gemüthsverschiedenheit, die zwischen mir und meinem ehemaligen Sekretär besteht, ganz einsehen müssen und das Beywort e h e m a l i g sagt Ihnen, daß wir uns trennen mußten.“ Reinhardt war durch Heines Verhandlungen mit Campe wohl auf den Gedanken gekommen, den Dichter zu veranlassen, ihn für die geleisteten Dienste testamentarisch zu dem Herausgeber der „Memoiren“ zu machen, worauf Heine ihn entließ.

Die Herren Westermann & Co lehnten meinen Auftrag, Ihre Werke zu drucken, ab. Der Nachdrucker hat in einem Monat die Reisebilder alle 4 Thle auf 448 Seiten geliefert. Der 2te Theil enthält Buch der Lieder, Neue Gedichte u die Tragödien; beide sind bis zum 8 Mai fertig gewesen. Dr. Kapp, ein höchst bedeutender Mensch, der früher Herzens Briefe aus Italien und Frankreich bei mir erscheinen ließ, ging vor drei Jahren nach Amerika, von wo er eine Vierteljahrsschrift vom 1. Septbr an bei mir erscheinen läßt, gab mir einen Bericht über die buchhändlerischen Verhältnisse jenes Landes, der mir Alles klarer macht, wie 92 Briefe von wirklichen Buchhändlern. Ich habe diesen Bericht an Vieweg dort gesandt —, Genug er sagt: ich würde mit meiner Ausgabe nichts mehr machen; der Buchhandel würde dort nur durch Colporteurs betrieben, gesetzt ich gebe meine Ausgabe pr Heft zu 4 oder 2 Cents, so würden diese Colporteurs lieber die theureren verkaufen, weil sie mehr daran verdienen. Ich würde vergeblich streben, den Menschen zu ruinieren oder das Geschäft zu verleiden; über 3000 Dollar würde ich mindestens bei diesem Geschäfte verlieren u nichts ausrichten, das sind 10,500 Schilling —. Diesen Betrag wegzuworfen, ist zuviel für Nichts und wieder Nichts — Das Richtige unter diesen Umständen ist: es gehen zu lassen u den Schaden zu tragen, den dieser Nachdruck mir bereitet. . . .

Heine ist mit dem Resultat der Verhandlungen äußerst zufrieden und berichtet am 17. August an seinen Bruder Gustav, als dieser ihm Geld zur Unterstützung anbot:

... mit Campe stehe ich in Unterhandlungen, die ein besseres Resultat haben werden, als Du glaubst. Er ist jetzt noch vertrieblich über den Nachdruck meiner Werke in Amerika, der aber dort meine Reputazion so sehr förderte, daß ein amerikanischer Literat dieses Jahr in New-York und Albany Vorlesungen über mich hält,<sup>5</sup> eine Ehre, wie sie noch keinem lebenden Dichter passirte. Sey daher eben so unbesorgt wegen meiner Reputazion wie wegen meiner Finanzen . . .

Erst im August wandte sich der amerikanische Verleger an Heine. Doch dieser läßt sich — und Heine wußte, daß seine Tage in diesem Leben gezählt waren — keineswegs mit ihm ein, um ganz Campes Interessen zu schützen. So lesen wir am 26. August:

Ich habe Ihnen gestern nur wenige Worte über die Anträge mittheilen wollen, die mir aus Amerika zugingen. Doch ich unterlasse es und begnüge mich, Ihnen zu sagen, daß ich auch auf die Vorschläge, mich bey einer englischen Uebersetzungs-Gesamtausgabe meiner Werke reichlich zu betheiligen, wenn ich etwas Ungedrucktes oder Biographisches hinzugäbe — daß ich auf

<sup>5</sup> Kurz vorher hatte Heine von Eduard Wiebe aus New York einen Brief erhalten, worin er den Dichter um Anhaltspunkte aus dessen Leben ersucht, damit jener in verschiedenen Städten über den durch die amerikanische Ausgabe bekannt und beliebt gewordenen deutschen Lyriker öffentliche Vorträge halten könne. Es handelt sich wohl um eine Art Chautauqua.

solche pekuniär lockende Anträge keine Zeile Antwort schreibe, ja keine Antwort, um ganz sicher zu seyn, daß nichts von meiner Seite geschehen, wodurch im Interesse des dortigen Nachdrucks mein Name mißbraucht werden und auch Sie, in Bezug auf meine Loyalität, im geringsten auf falsche Annahmen und irrite Gedanken gerathen könnten. Sie sehen, wie ängstlich ich alles vermeide, was Ihr Mißtrauen erregen dürfte, wie kein Gewinn mich lockt, und wie Sie mir mit vollem alten Vertrauen, ohne kleinliches Widerstreben, ohne unbilliges Knickern, zeigen sollten, daß, wo unsre Interessen kollidiren, Sie mir immer die Ausgleichung zu erleichtern bemüht seyn sollten . . .

So wurde das amerikanische Heineproblem gelöst: Heine versagte jeden Beitrag zu dem unbefugten amerikanischen Nachdruck. Die Vorrrede gegen denselben wurde somit unnötig und sie ist auch nie geschrieben worden; jedenfalls befindet sich keine Zeile davon in Heines literarischem Nachlaß. Außerdem aber kamen durch diese amerikanischen Komplikationen — Heines letzte geschäftliche Auseinandersetzung mit seinem Verleger vor seinem Tode — noch zwei wichtige Abmachungen zustande: die schriftliche Zusicherung der Weiterbezahlung der Rente für Heines Witwe und eine klarere Vereinbarung über die Rechte des Verlegers betreffs der noch zu erscheinenden Werke des Dichters.



### Relativität

Wäre es nicht für Regenschauer,  
ermüdend wirkt' des Sonnscheins Dauer.  
Im Gegensatze liegt Gewinn.

Genäße man nicht kühlen Schatten,  
man müsst in all dem Licht ermatten.  
Naturgesetze sind Beding.

Das Hässliche nützt uns als Kompaß  
zum Land der Schönheit, auf den Parnaß.  
Die Nacht führt uns ins Seherreich.

Und Gut und Böse trennen Spötter.  
Gäb es nicht Teufel, gäb's nicht Götter.  
Tugend und Laster sind Vergleich.

*Oberlin, Ohio.*

*—Ambrosia Barbara Goerner.*

## ZU HERMANN STEHRS DRAMA „META KONEGEN“

FRITZ K. RICHTER

*Doane College, Crete, Nebraska*

Hermann Stehrs einziges Drama spielt in der deutschen Literaturgeschichte und Literarkritik eine insofern interessante Rolle, als es von den meisten Kritikern mit geübten Allgemeinsätzen übergangen wird. So sagt z. B. Adolf Bartels: „Ein naturalistisches Drama haben wir auch von Hermann Stehr; doch ist er vor allem als Erzähler, in engeren Kreisen immerhin geschätzt“,<sup>1</sup> und Eduard Engel weiß: „Ein Versuch Stehers im Drama mißglückte bis zur äußersten Lächerlichkeit.“<sup>2</sup> Bemüht, etwas Positives über das Werk auszusagen, haben sich neben Nadler und Soergel die Stehrforscher Helmut Wocke<sup>3</sup> und Emil Freitag.<sup>4</sup> Da auch von diesen nur Skizzenhaftes gegeben werden konnte, weil ihre Darstellungen das Gesamtwerk des Dichters umfassen, soll im Nachstehenden das Werk einer eingehenden Untersuchung unterzogen werden. Zu diesem Zweck möge zunächst eine Inhaltsangabe folgen:

1. Konegen, früher Professor in Berlin, hat sich in das schlesische Petersbach zurückgezogen, um hier seinen reformerischen Erziehungsplänen besser nachgehen zu können. Seine Frau Meta ist ihm währenddessen immer unverständlicher geworden. „Meine Frau“,<sup>5</sup> so klagt er Dr. Tetzner, der mit dem angehenden Referendar Max Kullmann, einem Neffen Konegens, bei diesem zu Besuch weilt, „das ist so ne Sache – das dauert schon jahrelang. – Schließlich bleibt einem nicht mehr übrig.“ Von dem Besuch der beiden jungen Männer hatte er sich viel versprochen, doch Max hat enttäuscht: „Mit einem Wort: Max hat keinen günstigen Einfluß auf den Gemütszustand meiner Frau“. – Die alte Kinderfrau Therese berichtet Konegen genau denselben Eindruck: „Was? Na ich kennde Ihn a Liedl singen! Jetze, seit der Max do is, nee, do is bale nich mehr auszuhalten. Jetze singt se, danach heult se; jetze tätschelt se ee, danach is das wieder nich recht und jes nich“. Der einzige Ausweg, dem Grübeln über den seltsamen Zustand seiner Frau und seinem unausgesprochenen Verdacht gegen dieselbe zu entfliehen, ist, sich in einen Vortrag zu vertiefen, den er morgen vor der Lehrerkonferenz in Breslau halten will. Hierin wird er verschiedentlich gestört: von seinen Kindern Willy und Urselchen, der alten Therese und schließlich von Meta. Sie wünscht eine Aussprache. Ihr lassen, wie sie sagt, die letzten Vorgänge keine Ruhe. Sie ruft noch einmal die Geschehnisse der vergangenen Nacht in sein Gedächtnis zurück, damit er erkennen möge, daß sie seine Hilfe brauche, ihn selbst, seine Liebe: „Lass es anders werden, Konegen, bücke dich nach mir; sei neben deinem Kopf auch Herz. – Dieses Haus verödet. Die

<sup>1</sup> A. Bartels: *Die deutsche Dichtung der Gegenwart*, S. 18.

<sup>2</sup> E. Engel: *Geschichte der deutschen Literatur*, S. 393.

<sup>3</sup> Helmut Wocke: *Hermann Stehr und sein Werk*, Berlin, 1923.

<sup>4</sup> Emil Freitag: *Hermann Stehr. Gehalt und Gestalt seiner Dichtung*. Groningen, Verlag von J. B. Wolters, 1936.

<sup>5</sup> Die angeführten Stellen entstammen, bis ein anderes gesagt wird, der Ausgabe vom Jahre 1904, S. Fischer Verlag.

Kinder verwaisen. — Ich will dein Weib sein, deine Geliebte." — Diese für Konegen peinliche Szene wird durch den Besuch seines Mitstreiters Hauschild unterbrochen, der berichtet, daß der dritte Gesinnungsfreund, der Hauptlehrer Müller, morgen nicht nach Breslau mitfahren werde, da er vom Ortsfarrer in geradezu erpresserischer Weise umgestimmt worden sei. Ferner scheine er, der Pfarrer, auch einen Kampf gegen den Professor selbst vorzubereiten, denn er habe sich der Frau Konegen versichert. Sie sei heute morgen nach der Messe bei ihm gewesen. Konegen verspricht, daß er den Kampf nicht aufgeben werde, „er werde seine Hand nicht zurückziehen, solange noch ein Stumpf von Finger daran ist". — In einer Unterredung mit Meta macht er dieser Vorwürfe, daß sie mit dem Pfarrer in zu vertraulicher Verbindung stehe, zumal sich jetzt vor dem Lehrertage sein Verhältnis zu letzterem stark verschärfe.

2. Inzwischen hat Dr. Tetzner gemerkt, wie heiß der Boden im Konegeschen Hause geworden ist: Sein Freund Max verwickelt sich immer bedenklicher mit des Professors Frau, und dieser wiederum scheint bereits etwas zu wittern. Tetzner stellt Max dringend vor, abzureisen. Max jedoch spielt den ritterlichen Liebenden und will um Meta kämpfen: „Jawohl, ich bin entschlossen, hier den Weg des vollen, heiligsten Ernsts zu gehen, ganz gleich, ob er bitter ist oder nicht". Er muß die herbe Antwort seines Freundes hören: „Nee, das geht wirklich schon ins Aschgraue. Du bist, weiß Gott, — eigentlich nich Fisch noch Vogel". Dasselbe wird nur zu bald bestätigt: Max hatte es in den kurzen Tagen seines Aufenthaltes nicht nur verstanden, Meta sich gefügig zu machen, sondern auch deren Dienstmädchen Anna, der er nun so gern gegen eine kleine Geldentschädigung lehren möchte, alles zu vergessen: „Hier hast du. Und nu Mädel, muß alle sein. Heiraten könn wir uns doch nich." Anna antwortet: „Nee, nee, Geld nimmt mer daderfier nich. Ich bin doch kee Mensch". Das Gespräch zwischen Anna und Max hat Meta bemerkt und sie fragt ihn, was das Mädchen erzählt habe. Er gesteht, daß Konegen die Anna gefragt habe, wer in der vergangenen Nacht in der Laube gewesen sei, kurzum, daß er über die Vorgänge zwischen den beiden unterrichtet sei. Meta bittet nun ganz entschieden, abzureisen, alles zu beenden. Aber Max will nicht. Ein neuer Unfall ereignet sich: Der Pfarrer Hoheisel, der Meta aufzusuchen kommt, bemerkt, daß sich Meta und Max in den Wohnsalon eingeschlossen haben. Nun hat der Pfarrer ein Mittel zur Erpressung des Professors. Als er dieses auch bald anwendet, um Konegen von seiner Reise zum Lehrertag abzuhalten, weist ihn letzterer aus seiner Wohnung. Der „Hüter der öffentlichen Sitte", so nennt sich Hoheisel, verläßt warnend und siegesgewiß das Professorenhaus. — Konegen, dessen Werk nun durch das Verhalten seiner Frau bedroht ist, läßt diese zu sich kommen und verlangt von ihr, Max sofort aus dem Hause zu weisen, ferner, sie selbst möge während seiner Abwesenheit nicht das Haus verlassen. Auf die quälenden Bitten Metas, Konegen solle nicht zur Konferenz fahren, antwortet er roh und selbstbewußt: „Aber die Sorge um meinen Ruf, um mein Werk ist mir — und das ist nicht bloß momentan — alles".

3. Konegen ist zum Lehrertag gereist. Der Pfarrer versucht, mit Hilfe der Anna, Meta zu sprechen, besonders, da er Max im Hause glaubt. Meta empfängt den Pfarrer nicht und gebietet: „Der Lump betritt diese Schwelle nicht mehr“. — Hoheisel hatte mit seiner Vermutung recht gehabt. Max ist zurückgekommen, trotz der zur Vernunft mahnenden Bit-ten Dr. Tetzners. Er will Meta wiedersehen, denn „die Sache soll singend enden, wie sie angefangen hat“. So treffen sie einander, Meta offenbart in aller Ruhe die Qualen ihrer Ehe in den letzten Jahren und ihren Entschluß, aus dem Hause zu gehen. „Eben wegen des Wohles der Kinder muß ich gehen“, sagt sie wie Nora im Puppenheim. — Die alte Therese unterbricht die Aussprache zwischen Meta und Max in ihrer rohen und rücksichtslosen Art. Meta, völlig willenlos geworden, ganz den Schwärmerien des Max ergeben, folgt ihm willig in den Wald. „Komm schnell“, ruft sie zitternd, „schnell — mein lieber Mann“.

4. Meta wünscht, daß Anna das Gepäck in den „Schwan“ trage, wo Max wartet, um mit ihr gemeinsam entfliehen zu können. Sie ändert jedoch ihren Plan, als sie von Therese erfährt, dass Anna dem Pfarrer von den bevorstehenden Ereignissen ausgeklatscht habe. Die Koffer sollen im Hause zurückbleiben, nur ein Brief soll Max überbracht werden. Sie erwartet umgehende Antwort. In der Zwischenzeit rüstet Meta zum Aufbruch. Als sie aber das Haus verlassen will, versperrt Therese den Ausgang: „Da müßt ich ja wer wees was kriegen. Nee, nee! Aso lange ich da bin, kommst du mir nich aus dem Hause!“ — Da kommt Anna von ihrem Botengang zurück, — mit zwei Briefen. Max war ohne Meta abgereist, hatte nur ein kurzes Schreiben hinterlassen. Anna wird in ihrer Schadenfreude derart roh und frech zu Meta, daß diese sich mit einem Messer auf sie stürzt: „Du bist ein Tier, sonst nichts!“ Therese verhütet ein Unglück undbettet ihre zusammenbrechende Herrin in das Schlafzimmer.

5. Wenige Minuten später kommt Konegen mit Hauschild aus Breslau zurück: Konegen war in der „Volksstimme“ wegen zweifelhaften Familienlebens angegriffen worden, sein Vortrag wurde abgesetzt, seine erst begeisterten Anhänger verstummt. Er war allein. So kommt er erfolglos mit Hauschild zurück, in sein Haus — wo die nächste Katastrophe auf ihn wartet. Meta ist irre geworden. Zu spät ist sein flehendes: „Weibel! Weibel! Wen haben wir beiden Menschen denn, wenn wir uns nicht haben? Hier nimm meine Hand, es soll alles vergessen sein.“ Meta aber hat nichts mehr zu vergessen. Mit verjüngter Stimme haucht sie ihre letzten Worte: „Mir ist ganz leicht. Lebt wohl, ihr alle“ und geht verklärt in ihre Erlösung.

Diese Fassung des Dramas ist in Buchform im Jahre 1904 im S. Fischer Verlag erschienen und am 31. 3. 1905 im Berliner „Neuen Theater“ aufgeführt worden. Helmut Wocke<sup>6</sup> sagt dies darüber: „Bei der Aufführung — fand das Werk keinen Beifall, obgleich die Helden von einer Künstlerin wie Agnes Sorma gespielt wurde. Das Drama war bereits in

<sup>6</sup> S. 68.

Leipzig und Wien angenommen, aber Stehr zog es zurück, niedergedrückt und entmutigt durch den Mißerfolg in Berlin". Ferner: "Eigentliche dramatische Kraft jedoch wird man dem Werke gewiß nicht zugestehen können; jedenfalls nicht in der Fassung, welche die Buchausgabe (1904) bietet. Die ursprüngliche Gestalt werden die Gesammelten Werke bringen, die zu Stehrs 60. Geburtstag erscheinen sollen".

So ist „Meta Konegen“ im Jahre 1930<sup>8</sup> nochmals verlegt worden, im Paul List Verlag zu Leipzig. Es scheint nicht so, als sei diese neue Fassung die „ursprüngliche“, wie sie Wocke ankündigte. Sie stellt vielmehr eine im Dialog und von kleinen Unebenheiten gebesserte 1904-Fassung dar. Die reifere Sprache fällt besonders im ersten und fünften Akt, in der Unterredung Tetzner-Konegen und den Wahnreden der Meta, auf. Sie ist, wie in allen späteren Werken Stehrs mehr der Schriftsprache angepaßt worden. Meistens wird fir in für, do in da und eene in eine verwandelt. Dem Komparativ folgt „als“ anstatt „wie.“

Außer diesen formellen Änderungen fallen nur zwei im Handlungsvorgang auf:

Hauschild berichtet nicht mehr, daß der Pfarrer Hoheisel den Kampf bei dem Lehrer Müller begonnen und diesen umgestimmt habe, sondern daß er, Hauschild, ein entschiedenes Verbot vom Pfarrer erhalten habe, die Konegenschen Ideen im Unterricht zu verwenden. Die zweite wesentliche Änderung betrifft Metas Tod. Ihre zwecklosen Vorwürfe über ihr verfehltes Eheleben fallen fort und ein neues, Spannung schaffendes Moment, wird eingeführt. Konegen fragt, ob in seiner Abwesenheit wieder jemand „von seiner Verwandtschaft“ dagewesen sei. Therese lügt: „Nee, nee, da sein Se ganz ruhig, da verlassen Se sich uff mich!“<sup>9</sup> Und voll Vertrauen antwortet er: „Gott sei Dank, nun kann ich wenigstens mit freiem Auge mein Schicksal tragen“. Aber – und hier tritt die Tragik Konegens deutlich hervor – er hört bald, daß Therese log. Er mag schrein: „Das darf nicht wahr sein!“ – es bricht doch alles um ihn ein. Meta stürzt sich zum Balkon hinab, und er selbst „sinkt an der Schwelle taumelnd zu Boden.“ Diese veränderte ist die vom Dichter gewollte Fassung, denn er hat sie in die Gesammelten Werke aufgenommen, und deshalb soll von nun ab nach derselben zitiert werden.

Inhaltlich betrachtet, bietet der Dichter seiner Zeit nicht viel Neues. Die Ibsenepigonen behandeln ebenfalls das Thema der Ehe, in den verschiedensten Abwandlungen. Stehrs großer Landsmann hatte ein Jahrzehnt vor dem Erscheinen der „Meta“ ähnliche Probleme in drei epochemachenden Dramen angeschlagen. Vieles von beiden, Ibsen und Hauptmann, klingt noch im Stehrschen Stück nach. Gehaltlich hat es Anklänge an Ibsens „Puppenheim“, gestaltlich erinnert es an Hauptmanns Erstlingsdramen.

<sup>7</sup> S. 67.

<sup>8</sup> Hermann Stehr: Leonore Griebel, Roman. Meta Konegen, Drama. Paul List Verlag, Leipzig 1930.

<sup>9</sup> Im folgenden wird nach der letzten (1930) Fassung zitiert.

Der Name Meta schon, für eine Schlesierin oder Berlinerin, die sie wohl ist, doch ungewöhnlich, erinnert klanglich an Nora. Beide gehören einer gleichhohen Gesellschaftsschicht an, die noch keine typisch naturalistische ist, beide haben einen in seine Arbeit vergrabenen und stolzen Mann, der alles ertragen kann außer Offenbarung einer Schwäche nach außen hin, oder gar an seinen Gegner. Nora und Meta sind beide gleich beweglich, gleich findig und geschickt im Gespräch. Beide haben zwei Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, zu denen sie sich neigen, wenn ihr Inneres vor Spannung zu zerreißen droht. Beide haben die große Sehnsucht, die Ehe zu erhalten, Misstände in Ordnung zu bringen, beide haben aber auch die heldische Natur, mit allem zu brechen, weil sie eine Schuld begangen haben und sind moralisch so hohe Menschen, daß sie sich ihrer kleinen Verfehlung wegen nicht mehr für würdig halten, ihre Kinder erziehen zu können. Bei ihrem Abschied von Helmer sagt Nora: „Leb wohl, Robert. Die Kleinen will ich nicht erst sehen. Ich weiß, sie sind in besseren Händen als den meinen. So wie ich jetzt bin, kann ich ihnen nichts sein“. Meta sagt zu Max: „Eben wegen des Wohles der Kinder muß ich gehen. Denn eine Mutter, die mit ihrem Manne nicht mehr in Liebe verbunden ist, ist eine Gefahr für die Kinder. Besser, die Kinder haben keine Mutter, als eine gebrochene, verödete, verbitterte“. Es ist zeitlich begründet, daß die übrigen Personen um Professor und Meta Konegen weitaus naturalistischere Züge aufweisen, als die Menschen um das Ehepaar Helmer. Die Gestalten um Konegen sind, außer Tetzner und Hauschild, Vertreter des niederen Volkes, von der sozialen oder der moralischen Seite her gesehn. Selbst der Pfarrer Hoheisel steht in seiner Verschlagenheit weit unter dem pastoralen Dr. Rörlund in Ibsens „Stützen“. Er ist eigentlich — und hier spricht Stehers bittere Enträuschung in der Geistlichkeit, die bald in den nächsten Werken herbere Formen annehmen wird<sup>10</sup> — der unerfreulichste unter all den handelnden Personen. Ihm ist jedes Mittel für seinen Zweck heilig. Er hört von den Zerwürfnissen in der Konegenschen Ehe, wird Zeuge eines Zusammenseins zwischen Meta und Max, das nach außen hin ein verdächtiges Licht wirft, und benützt nun dieses in heimlicher und niederträchtiger Weise, erst um Konegen zur Kapitulation zu zwingen und, als ihm das nicht gelingt, gibt er diese persönlichen Dinge der lärmenden Tagespresse preis, um dadurch Konegen zu vernichten. Als dieser nämlich nach Breslau fährt, hatte der Pfarrer bereits sein Werk getan, das ihm Erfolg verhieß. Er übergab sein Wissen um das Konegensche Eheleben der „Volksstimme“, und die „Silesia“-Lehrergruppe hatte nun eine leichte Arbeit, ihren Gegner zu Fall zu bringen. Lüge und Verleumdung scheinen, wie in Ibsens „Volksfeind“, Sieger zu sein. Ein kleines Fragezeichen nur bleibt übrig: Wird der junge, tapfere Lehrer Hauschild den mit Konegen begonnenen Kampf durchsetzen? Wenn wir an die weiteren Werke Stehers denken, so können wir in ihm einen werdenden Faber sehen. Doch noch entläßt uns der Dichter mit einer Frage.

<sup>10</sup> Vergleiche dem Pfarrer im „Heiligenhof.“

Das Dienstmädchen und Therese sind Gestalten, die in Hauptmanns Dramen ihren Platz einnehmen könnten. Therese hält treu zu ihrem Herrn, schickaniert, trotz ihrer Ergebenheit, Meta,— sagt beiden in höchst ungenierter Form ihre Meinung, läßt aber trotz allem nichts außerhalb des Hauses kommen. Sie rechnet sich zur Familie. Anna dagegen, leicht und jedem Manne leicht erlegen, verlogen, unterwürfig und stets auf ihren Vorteil bedacht, spricht gern von ihrer Ehre, weint, wenn es angebracht ist, geht in den Notburga-Verein, um den Herrn Pfarrer von ihrem guten Katholischsein zu überzeugen,— trägt die ganze Tragödie ihrer Herrschaft in ihrer Klatschsucht ins Dorf und wird somit die beste Gehilfin des Pfarrers. Sind diese Personen und der unsichere Ausgang schon dem Naruralismus weit näher als Ibsens „Nora“, so muß Stehers Drama gestaltlich betrachtet, völlig in die „Schule“<sup>11</sup> des Naturalismus eingeordnet werden. Stehr selbst bestätigte seine Verehrung für Hauptmann, indem er seinen im Jahre 1900 erschienenen Roman „Leonore Griebel“ seinem damals bereits berühmten Landsmann widmete.

Der Zeitraum, über den sich das Drama erstreckt, ist ein verhältnismäßig kurzer. Die beiden ersten Akte spielen an einem Junitage, morgens um sechs und nachmittags um fünf Uhr. Zwischen diesen und den übrigen drei Akten liegt eine Zeitspanne von zwei Tagen, während denen sich Konegen zur Lehrertagung in Breslau aufhält. Akt drei beginnt wahrscheinlich am morgen des vierten Tages, Akt vier um halb acht und Akt fünf um dreiviertelzwei Uhr der darauffolgenden Nacht.

Sehr bemüht ist Stehr um die Einheit des Ortes. Alle Akte spielen im Konegenschen Hause, I im Studierzimmer, II und III im Gartenzimmer, IV und V im Wohnzimmer.

Die von Meta geführte Handlung wird von keiner Nebenhandlung unterbrochen undwickelt sich in raschem Tempo ab.

Die Bühnenanweisungen sind peinlich genau, und nehmen, wie in Hauptmanns Dramen, einen breiten Raum ein, sind allerdings, der 1904-Fassung gegenüber, gekürzt worden. Dem Regisseur wird wenig eigenes Zutun gestattet. Der Dichter schreibt genau vor, wie und wo die Personen zu sitzen oder zu stehen, welche Gesten sie zu machen haben, z. B. in I: „Konegen sitzt auf dem herumgewendeten Schreibstuhl, die Ellbogen auf die Armlehnen gestützt, die Hände gefaltet. — Seine Haltung ist grüblerisch gebeugt. — Beim Sprechen, das aus sanftem Hingleiten leicht in nervöse Erregtheit umschlägt, pflegt er etwas mit den Fingerspitzen der Rechten den Kinnbart lang zu ziehen“. Für Therese: „Geht trödelnd ab“. usw. Stehr beschreibt, wie Hauptmann, die Personen genau vor ihrem ersten Auftritt, eine willkommene Erleichterung für den Leser des Dramas.

Ferner zeugt für den Naturalismus die Alltagssprache der handelnden Personen. Forderte noch der Realismus die „poetisch schöne Sprache“ (Ludwig) für die handelnden Personen, die alltägliche, ungebundene für

<sup>11</sup> „Schule“ des Naturalismus möchte ich nur im weitesten und losesten Sinne gebraucht haben.

die Nebenpersonen, so rückt der Naturalist diese Forderung um einen Grad tiefer: Hochdeutsche Umgangssprache für die handelnden Personen – die in unserem Drama noch alle der höheren Gesellschaftsschicht angehören-Dialekt für die Nebenpersonen und Dienerinnen.

Meta und Konegen sprechen bereits die Sprache, die Stehr in seinen späteren Werken gebraucht und zur Reife bringt. Sie ist real und klingt verallgemeinernd. Manchmal spricht jemand einen Satz höchst nüchtern und beiläufig aus, doch steckt der Kampf eines halben Erdenlebens dahinter. In ein fast stammelndes Gespräch z. B. flieht Konegen einmal den Satz: „Überdies, alles Große bringt Schmerz“,<sup>12</sup> Meta kleidet in ihrem Gespräch mit dem zurückgekehrten Kullmann ihre jahrelangen Gedankengänge und Grübeleien in die kurze Bemerkung: „Was, soll ich kein Weib sein? Dann ist es auch Schande Mensch zu sein“.<sup>13</sup>

Die um das Ehepaar Konegen gestellten Personen gebrauchen eine wahllosere Sprache. Tetzner spricht z. B. in gutem Hochdeutsch mit Konegen, wird aber im Gespräch mit Max lässiger. Er sagt ihm: „Weil de heute nich rangekonnt hast, was? Den ganzen Vormittag nicht, trotz der brünstigen Serenade“ und „Viel is das ja nicht; aber doch genug, um die Sache noch verzwickter zu machen. Insofern haste recht, is das'n andrer Trichter“. Kullmann wiederum spricht in seiner Unterredung mit Meta eine geschraubte Sprache, die einen gekünstelten und unglaublichen Eindruck macht: „Wir haben wohl heute den Tag der unsichtbaren Götter?“, zu Anna aber sagt er: „Du bist wohl meschucke, Mädel? Da, mach nich erst Spitzpfeifereien, nimm das Märkerchen. Du bist von Sinnen, Weibstück“. – Die alte Therese gebraucht gemäßigt den schlesischen Dialekt, führt – sie ist siebzig Jahre alt – äußerst sinnige Vergleiche, und liebt es, in ihre Reden Weisheiten hineinzuflechten, die sie im Leben erfuhr. Für sie gibt es im Hause ihrer Herrschaft „Löcher“ statt Fenster. Peterswalde „sitzt ei a Bergen drinne, wie a Quark eim Korbe“, für die mannstolle Anna findet sie den spitzen Vergleich: „Bei der krabbeln die Raupen schon am frühen Morgen“. Ihrem Herrn weiß sie eine liebenswürdige Wahrheit zu sagen: „Jesses nee, de Gestudierten wissen och nich alles. Sie sein eim Ibergange. Vo dreiunddreißig bis neununddreißig sein biese Jahre fir de Mannsleite“. Der Anna erteilt sie gehörige Zurechtweisungen: „Eh du's Maul aufmachst, mach's erscht zu“ und: „Wenn du dich durchaus eis Unglücke reiten willst, gut. A jeder hat seine Schuhe“. Ihren Lebensinn hat sie in einen Satz gefaßt, der ihr anscheinend geläufig ist: „Es tauert a so lange wie's tauert, eemal da passiert was“. – Annas Sprache ist durchweg trivial und voller Allgemeinreden. Sie spricht meistens sehr schnell und bringt deshalb oft ihre Sätze nicht zu einem richtigen Ende. „Ich lief“, sagt sie „ihr doch immerfort anoch und se herte nich of mich. Aber ei dr grin Stube, weil ich und ich ging ihr gar nich vo der Seite, da dreht se sich of emol um und werd blech wie Kalk und sprech leise, als wenn se sich fir sich selber schämte, spricht sie: „der“, – Hoch-

<sup>12</sup> S. 221.

<sup>13</sup> S. 253.

wird, ich kann nich, 's frisst mich". Ferner: „Ja-hm-freilich- jetze bin ich's Mädel hinten und vorne, gell? Und darnach, wenn sich der Rauch und hat sich kaum verzogen, da kömmt's aber knüppeldicke. Mich dahier zum Pudel machen lassen? ees wie's andre, durch de Banke? — Ich wer's eich zeigen, daß ich kee Pintscher bin".

Stehr teilt auch mit Hauptmann und dem gesamten Naturalismus die Vorliebe für das Sexuelle. Ist doch das Fehlen desselben in Metas Leben der Grund, weshalb sie ihren Weg nicht weiter vorwärts finden kann. Derb—naturalistisch tritt das erotische Moment in der Unterredung Annas mit Max, den beiden sittlich—niedrigsten Vertretern der beiden Gesellschaftskreise, in Erscheinung.<sup>14</sup>

So mag man bis hierhin in der „Meta Konegen“ ein realistisches oder früh—naturalistisches Drama sehen, je nachdem man es von der charakterellen oder der gestaltlichen Seite betrachtet. Wenn man es aber in der Gesamtschau des Stehrschen Werkes eingereiht sieht, so scheint doch jegliches Ordnenwollen in eine festumrissene Literaturepoche ein Unterfangen gegen den großen und eigenen Künstler. Sein Werk steht vom ersten bis zum letzten Roman unter dem Motiv der Sehnsucht. Die ersten Erzählungen behandelten die Sehnsucht des Mannes, der Stehr so lange nachsann, bis er sich im „Schindelmacher“ von dem Thema befreite, so ungefähr, wie sich der „Held“ jener Novelle von der quälenden List seiner Kinder zu befreien weiß. — Mit dem Jahre 1900 beginnt die Reihe der Werke der Frauensehnsucht. Hier gibt es drei Stufen, eine gewaltiger als die andere, verkörpert in drei Sehnsucht tragenden Ehefrauen: Leonore Griebel — Meta Konegen — Marie Exner (Der begrabene Gott).

Bei Leonore ist noch alles Sehnen traumhaft und fast unbewußt. Sie, die in Träumen und Schönheit lebt, wird an einen Philister verheiratet, der ohne Sehnsucht, ohne Ferne ist. Das lähmt ihr junges Leben, und durch die Geburt eines Kindes wird sie zu tätigem Schaffen unfähig. Sie will ihren Träumen und Sinnen weiterleben, aber ihr Mann reißt sie in die niedrige Welt zurück. Sie unterliegt im Kampfe und stirbt nach langen Jahren „stumm und einsam neben ihrem schlafenden Manne“. — Sie war die stille Träumerin, die in Sehnsucht lebte und in Sehnsucht starb. Groß war sie in ihren Gesichten, ohnmächtig in ihrem Handeln. Sie schreitet ohne Ziel, gleich einer Somnambulen; einer hätte sie für dieses Leben wohl gewinnen können, — Michel Hellriegel.<sup>15</sup>

Auch Meta Konegens Leben ist ein Sehnen nach Schönem, Besserem, nach Liebe, wie sie sie erträumte. Aber ihr Sehnen ist schon aktiv geworden, es bewegt sich nicht im Nur-Traumlichen. In ihrem Kampf verwickelt sie sich in eine kleine Schuld, und trotzdem noch schreitet sie weiter. Sie erniedrigt sich vor ihrem Gatten. Alles aber ist zwecklos. Dann schreitet sie bewußt ihrem Ende entgegen. Sie verglimmt nicht wie Leonore, sie stirbt in der Überzeugung, dass unser Wollen hier keine Erfüllung findet, sondern erst im Tode, den sie sich gibt.

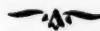
<sup>14</sup> S. 231.

<sup>15</sup> G. Hauptmann: Und Pippa tanzt.

Marie Exner ist die dritte dieser sehnüchtigen Frauen. Auch sie wird, wie sie glaubt, durch das Schicksal an einen ungeliebten, ja abscheuerregenden Mann gebunden. Sie gibt all ihre Wünsche und Hoffnungen als Frau auf und erhofft sich Erfüllung ihrer Träume durch ihr Kind. Als sie aber auch hierin getäuscht wird und eine Art Wechselbalg gebiert, dann gibt sie nicht das Hoffen auf wie Leonore und veglimmt im Dahindämmern, sie gibt sich auch nicht nur den Tod wie Meta, weil sie sich ohnmächtig fühlt, sondern sie nimmt das Schicksal gleichsam selbst in die Hand und übt Gericht. Sie vernichtet Haus, Hof, Kind, ihren Gott und sich selbst.

So steht die „Meta Konegen“ inmitten der Stehrschen Werke der Sehnsucht, der Sehnsucht ohne Erfüllung. Aber schon die Art und der Charakter der Marie Exner zeigt, daß es nicht lange mehr dauern wird, bis der Stehrsche Mensch stark genug wird, um den Weg zu seiner Erfüllung zu finden, der ein Weg zu sich selbst, zu der eigenen Seele sein wird. Die nächsten Werke schon zeigen jene glücklichen Menschen, wir begegnen ihnen in den „Drei Nächten“, dem „Heiligenhof“ und dem „Peter Brindeisener“. Faber, Sintlinger und Brindeisener heißen sie.

Mit diesem Hinblick auf das Gesamtwerk, scheint es nicht mehr berechtigt, von „Meta Konegen“ als einem naturalistischen Drama zu sprechen. Alles ist auf eine Person konzentriert, die den Weg zu sich selbst finden soll. Dieses Thema ist dem Naturalismus, der für das Individuum nur dann Interesse hat, wenn es als typisches Glied einer Masse spricht, geradezu konträr. Hierin liegt schließlich auch der Grund für das Mißlingen des Stehrschen Dramas. Er versuchte einen Seelenstoff in einen zeitüblichen Rahmen zu zwängen, der vielleicht der unglücklichste für sein Thema war, den er finden konnte. Deshalb ist auch Stehr mit bewundernswürdiger Schnelligkeit aus dem Bereich dieser Gebundenheit geschritten.



## A YEAR'S COURSE IN FOREIGN CIVILIZATIONS FOR HIGH SCHOOL STUDENTS

C. M. PURIN

*University of Wisconsin Extension Division*

It may be assumed that the justification for the inclusion of any one subject in a high school curriculum should be based on the educational needs of youth in contemporary society. These needs are: *First*, socially useful skills. *Second*, ability to appraise critically the present social order, the prevailing economic system, and the political structure of our government. *Third*, familiarity with at least one of the major modern foreign civilizations as a prerequisite for the appraisal of our own cultural achievements. And *fourth*, keen interest and, if possible, participation in one or more of the arts: music, painting, sculpture, photography, architecture, literatures, and languages.

Assuming these criteria to be valid, it will be pertinent to ask to what extent they are met by our two or three year high school courses in foreign languages as constituted at the present time.

Admittedly, the more immediate objective of all modern foreign language teaching in our schools is *ability to read and comprehend the foreign language* without recourse to translation. And the ultimate objective — *the knowledge of the foreign country and appreciation of the foreign people and of their cultural achievements*.

If these two objectives are attained then, I think, our high school courses in modern foreign languages need no further justification for being included in the curricula of our secondary schools. For: the ability to read a foreign language (coupled with some speaking knowledge) is a socially useful skill; it is also one of the arts in the broader sense of the term. And the knowledge of a foreign country and of the political, social and economic order of the foreign people does enlarge the students' mental outlook and is of decided value toward intelligent citizenship. The question is, *do our foreign language courses achieve this two-fold objective?*

In all honesty, our answer must be that these objectives are attained and can be attained only to a limited extent, for the reason that a really *good* and *sufficient* reading ability in a foreign language cannot be achieved in two or even three years — and at least three-fourths of our secondary schools can boast of only *two-year* courses. And as to the art of speaking — there the goal is even more distant. In the short time allotted to us, all we modern foreign language teachers can accomplish is to give our students a reading ability within a comparatively limited vocabulary and such scrappy knowledge of the foreign civilizations as we can convey by the use of *Realia*, assigned readings in English and, in an elementary fashion, in the foreign language.

Some of the more recent textbooks include in their elementary and intermediate texts for some of the major foreign languages taught in

American secondary schools very brief English descriptions of the foreign people, their country, and their customs and institutions.

But the knowledge thus conveyed is too sketchy, too fragmentary and far from giving the pupils such appreciation of a foreign civilization, and such knowledge as would be socially useful, i. e. one which would enable them to evaluate and better comprehend the political, social, and economic life of their own country.

And if we attempted to do more in the brief two-year period, then we would have to subtract even more from the short time available for the teaching of the language itself.

What then is the solution? What can be done to meet the demands of superintendents, principals, and educationists (all of them instrumental in the fashioning of high school curricula) for increasing the social values in our foreign language courses? The answer is: the organization of elementary one-year courses in foreign civilizations conducted in English. These courses would be elective — *open to any student* whether or not he engages in the study of the foreign language subsequently. Naturally, they would not count toward absolving the language requirement for a college degree, since they are not language courses in the strict sense of the term.

With the many courses that are crowded into the curricula of our secondary schools at the present time, and with the sundry other courses clamouring for a place thereon, *we cannot hope to get more than a year's time* for courses in foreign civilizations, and it will require a hard and prolonged struggle to get that much. But a good deal can be done within a year's time if the courses are well organized and the teachers adequately prepared.

Now let us stop for a moment and meditate upon the content of a year's course in any one of the foreign civilizations: What should go into such a course? I suggest that the following topics and phases might be appropriate:<sup>1</sup>

#### I. Motivation

Why should American youth be interested in the study of any one of the major foreign civilizations?

#### II. How the French (German, Italian, Polish, Spanish, Scandinavian) immigrants helped in the development of the United States and what they contributed to our

- a) Agriculture
- b) Industry
- c) Politics
- d) Education in Arts, Sciences, Music, Languages, Literatures and Philosophy.

#### III. What the French (Germans, Italians, Poles, Spaniards,

<sup>1</sup> Detailed outlines for one-year courses in French, German, Italian, Polish, and Spanish Civilizations may be obtained from C. M. Purin, University of Wisconsin Extension Division, 623 West State Street, Milwaukee, Wisconsin.

Scandinavians) have contributed to the general culture of the world in

- a) Art: architecture, music, sculpture, painting
- b) Science: chemistry, biology, mathematics, astronomy, physics
- c) Language and Literature: drama, poetry, novel, linguistics
- d) Philosophy, including religion and psychology.

IV. A comparative study of the government and institutions in the foreign country and in the United States. Foreign traditions and ideologies contrasted with ours.

V. The ethnical and linguistic relationships between the foreign people and the peoples composing the American nation.

VI. The foreign country. Size, climate, position and natural resources as compared with the United States. Agriculture, industry, and foreign commerce. Beauty spots and important cities.

VII. The foreign people. Their social and religious customs and practices. Mode of living and costuming in the various parts of the foreign country.

As an integral part of the course, the last seven or eight weeks could be devoted to introduction of the students into the foreign language.

After a brief explanation of the differences in the articulation of English sounds and the sounds in the foreign language, we would embark immediately upon intensive practice in pronunciation based on very simple elementary material. Grammatical forms would be explained, but students would not be required to commit to memory any rules or paradigms. Nor would written exercises play a great part in this type of instruction. Some two hundred words would be acquired actively by constant oral practice, singing of songs and playing of games. Not quantity but quality of performance would count. At the same time, the teacher would have opportunity to determine whether or not to advise students of dubious ability to attempt the study of the foreign language courses as constituted at the present time.

Thus, the elementary course in foreign civilization would serve as a sort of selective, or at least consulting, agency for the elimination of doubtful student material and as a stimulus for students of good linguistic ability to continue in the language.

From the administrative viewpoint, the introduction of an elementary course in any one foreign civilization should cause no difficulty. Of the 15 or 16 units necessary for admission to college, a number of units are elective; the new course could very well be listed in the elective group. Nor would it mean the addition of a very considerable number of foreign language teachers to the present staffs.

It is obvious that in the organization of such a course, the greatest care would have to be exercised in the selection of what is most important

and significant in the life of a nation, omitting all dispensable details and yet preserving a coherent and intelligible survey.

Visual aids of all sorts, slides, films, pictures, etc. would, of course, figure quite prominently in a course of this type. It is equally obvious that courses in foreign civilizations would have to be taught by interested and well-prepared teachers of foreign languages, since only those majoring in this field and in command of the language would be adequate for the task. Neither history teachers nor teachers of social sciences could qualify. They are not, as a rule, trained in those phases which constitute the very essence of these courses in foreign cultures, such as the ethnical origins, the linguistic relationships, the ethical views and the ideology as mirrored in the great literary masterpieces of prose and poetry, the customs and usages (*Sitten und Gebräuche*), and finally the outstanding contributions of foreign civilizations to the world's progress in religious concepts, in art, music, architecture, and in scientific pursuits.

As has been pointed out by others, there are limitless possibilities of correlating this type of course with many other subjects — history, art, music, literature, economics.<sup>2</sup> In fact, a course on foreign lands and peoples would be most helpful in supplementing the information gained in those other courses by enlarging and clarifying that information in the minds of the pupils.

Not infrequently in centers with considerable foreign population the community resources can be tapped for illustrative material. Objects of art, articles of dress, song records, musical instruments are often available. Foreign folk-dances can be arranged and exhibits organized for an all-school and community program.

In order that the course may not result in mere entertainment but require serious study, appropriate tests should be devised and administered at convenient intervals, perhaps monthly, and, of course, at the end of each semester.

Properly organized and conducted, this course is more than likely to become the most popular one in the school. And why not, when the content can be made irresistibly fascinating?

With the "Land und Leute" feature eliminated from the regular two or three year courses, teachers could then concentrate upon the teaching of the languages and accomplish quite a bit more than is possible under the present unreasonable conditions, requirements and expectations.

The most weighty argument for the need of courses in foreign civilizations is that the great majority of our high school students do not go to college which affords a broader training in citizenship. Nor does the bulk of them take foreign language courses in high school, in which they would acquire at least some knowledge of a foreign people. This great bulk of students is thus excluded from all contacts with foreign civiliza-

<sup>2</sup> See the excellent article on "Motivation, Socialization, Correlation, Integration," by Gwendolyn Giltner (Hirsch High School, Chicago) in *Modern Language Journal*, November, 1938, Pp. 126-132.

tions, except to a small degree through courses in history. I say to a small degree because our history courses do not dwell to any extent upon those vital phases which were enumerated above and which must be studied in order to really understand and appreciate a foreign civilization.

And (quoting Professor M. S. Pargment) "Whether the citizens of the United States are conscious of it or not, whether they want it or not, it is a fact that it is to their interest to have an insight into the life of many foreign countries, an interest which is perhaps greater than that of any other nation; for which other nation can compare with the United States for the quantity of exports and imports, for the amount of capital invested in foreign countries, for the extent of financial transactions and credits? How important, then, to create an interest for foreign countries among her citizens and to give them the means to satisfy their curiosity from first-hand sources, so that they would not have to rely for the desired information upon the local newspapers!"<sup>3</sup>

It is to be anticipated that in large school systems, where more than one foreign language is offered, the question would arise, in which foreign civilization should a course be offered? As a matter of fact, it matters very little whether the country chosen is France, Germany, Italy, Poland, Spain, Russia or the Scandinavian countries. All of these countries have made significant cultural contributions to our civilization; all of them have great literatures. The decision must rest with the school administrators and administrative boards. Logically, they will favor the predominant foreign element in the community. But whatever the country chosen the pupils will receive valuable training and valuable knowledge toward a more intelligent and socially useful citizenship. It stands to reason also that, in the course of time, courses in more than one foreign civilization will be developed and offered, especially in communities of a cosmopolitan character.

From the foregoing, the inference may be drawn that I am belittling the social values of the regular language courses as given at the present time. If that impression has been created by my enthusiasm for the new type of course, let me disabuse your minds on that score immediately. Even our present short courses attain two very important objectives: First, the study of foreign languages develops in students a more intelligent attitude toward those differences in speech and traditions of the foreigners that have recently come and continue to come to our shores, as well as toward the foreign people abroad. Second, only through the study of a foreign language does a student gain an appreciation and a better understanding of the vernacular. I am in full agreement with Henry Noble McCracken who writes in the January 3, 1937 issue of the New York Times, as follows: "Surely at the present time, if ever, a knowledge of modern languages can be defended as essential in a society-centered curriculum. Only a parochial view of society would limit us to American

<sup>3</sup> M. S. Pargment: Why Study Modern Foreign Languages? (Journal of the Michigan Schoolmasters' Club, 1932.)

frontiers. . . . Modern languages are the indispensable instruments of internationalism, of comparative culture, and of the correction of chauvinism and parochialism in our national philosophy."

The liberalizing influence of modern foreign language study is well recognized in European countries where they always have occupied and still do occupy a most prominent place on the curricula. But on the European continent, there is a continuity of student exposure to foreign languages over a period of several years. Hence students are able to acquire creditable mastery of the languages and with it, to absorb a considerable amount of cultural information. Under the present system, such cannot be and is not the case in our country. I am of the opinion that most of our secondary school teachers do astonishingly well in the brief period of time available for language courses. But we cannot expect teachers to perform miracles. In more recent years, with the reading objective in the foreground, modern foreign language teachers have managed to inject into their courses also some cultural information in the form of the so-called *Realia*. But, as C. E. Ficken puts it, "*Realia* may scarcely produce results beyond temporary infantile distraction."<sup>4</sup> Neither the study of *Realia*, nor the additional activities of our language clubs in which occasional talks on some phases of the life of foreign peoples are offered are sufficiently extensive in scope and intensive in method to warrant the assertion that our present two-year courses have significant cultural features in them from the point of knowledge of the foreign country and its people, certainly not enough to satisfy our curricula makers.

It is gratifying to note that elementary courses in foreign civilizations are also already in existence in a number of American secondary schools, for example, in San Mateo and in Palo Alto in California. Under the title "*Spain and the Americas Today*," "*Rome and the Romans*," "*France and Her People*," such courses have provided students whose interests are not primarily linguistic with exceedingly significant cultural study. Incidentally, we are informed that in one of the schools this particular course has materially increased enrollments in the regular foreign language course.

Professor Walter Kaulfers (School of Education, University of California) is of the opinion that elementary courses in foreign civilizations are vastly superior in their social values to the so-called General Language courses that are offered in some high schools, for example in Philadelphia, in Detroit, in Dallas, etc. Kaulfers' judgment is, no doubt, based on the fact that General Language courses are concerned chiefly with the linguistic aspect and relationships of the foreign languages to English. This is only one of the many cultural phases involved in the course proposed by us, although a rather important one. The value of General Language

<sup>4</sup> *Modern Language Journal*, February, 1937, under title: "Wanted: A Cultural Inventory."

courses cannot be questioned, but we propose to go several steps beyond their objective.

In closing, I quote Kaulfers on the value of courses in foreign civilizations for high school pupils:

"Orientation courses in language arts, courses in world literature in translation, and survey courses in foreign cultures are as appropriate to the foreign language curriculum in the secondary schools as in the university. They are even more vitally needed in the secondary school because of the large number of *terminal* pupils of widely differing social and intellectual backgrounds which the public school must accommodate."<sup>5</sup>

If then we ask the question: *Why should our high school youth study foreign countries, foreign peoples, and foreign languages?* The answer is:

- (1) Because our own civilization has its origin in the historic and cultural backgrounds, ideas, and ideals of several foreign peoples.
- (2) Because the knowledge of at least one foreign civilization leads to a better understanding between the American-born and the foreign-born citizens of our commonwealth.
- (3) Because the study of other countries, other peoples, and their institutions helps to evaluate more intelligently our own social, economic, and political order.

Obviously the knowledge of contemporary social, economic, and political trends in other countries makes for better international relationships and hence for a more enlightened and more effective American citizenship.

- (4) Because other countries have contributed in the past and continue to contribute to the world's progress in those cultural phases which no civilized nation can afford to ignore: Art, Literature, Music, Architecture, and Science.
- (5) Because the study of a foreign language leads to a better understanding of our mother-tongue and is a key to the emotional and intellectual life of the foreign people.

To sum up:

Courses in foreign civilizations will accomplish a fourfold purpose:

*First:* They will meet the demand of our curricula makers and school administrators that a subject must have distinct and easily demonstrable social values.

*Second:* They will stimulate students of ability to undertake the study of a foreign language and place us in position to advise students of meagre ability *not* to enroll in the regular language courses.

*Third:* They will unburden our foreign language teachers of an impossible load in the *regular* language courses and allow them to concentrate upon the teaching of the *foreign language* (and, incidentally, of English grammar).

<sup>5</sup> Kaulfers: *Magic-Wand Solutions for Foreign Language Problems*. School Review, Vol. 44, 1936. P. 750.

*Fourth* and most important: They will offer to the bulk of our high school students who do not elect foreign languages, and most of whom do not go on to college, the opportunity to study foreign civilizations, a subject of the greatest value for the broadening of their outlook upon life and of real significance in the training for intelligent citizenship.

For, as Sir George Sansom puts it: "No nation and no individual can reach valid convictions without reference to the life of others."<sup>6</sup>

As a corollary, and for the benefit of those of our fellow-citizens who clamor for teaching more patriotism in our schools, it may be pointed out that a comparative study of civilizations offers the finest opportunity for instilling in the hearts and minds of our high school youth that appreciation of our own institutions and that pride in our own form of government which emanate not from deprecating foreign peoples but from a discriminating study and objective appraisal of foreign ideologies in the light of historic factors.

<sup>6</sup> Bulletin of the Institute for Research in English Teaching in Japan, No. 148, Nov., 1938.

—••—

## BERICHTE UND MITTEILUNGEN

### Announcement to Members of Discussion Group German V (Modern German Literature) of the Modern Language Association of America

The Advisory Committee in cooperation with the officers of the group has chosen *German Lyrics Since 1880* as discussion topic for the December meeting of the Association.

Although the number of papers on the program is limited it is desirable to set up a program which is representative of the interest and the achievements in research of those who are and have been members of this group.

Any member who is engaged in and cares to present research projects of the scope indicated is invited to submit to the undersigned, not later than May 1, 1939, a brief statement as to subject and content of such investigation. The Advisory Committee will be consulted in the final selection of the program.

*University of Wisconsin.*

*—Helmut Rebder, Chairman.*

### DELTA PHI ALPHA

The stimulation of greater interest in the German language and literature among students is an objective of every American teacher of German. One of the agencies which has been successfully employed by the writer and many of his colleagues throughout the country to encourage and fortify student interest is the national German honorary fraternity, Delta Phi Alpha. This article offers a brief exposition of the genesis, aims, and methods of Delta Phi Alpha and a summary of the activities of local chapters in a number of typical colleges and universities.

Efforts to found a national German student fraternity can be traced back at least a generation. The late Professor Carl Schlenker of the University of Minnesota cherished such a plan for years. The University of Syracuse, the College of the City of New York, and the University of Colorado were noteworthy pioneers in the movement. But no fraternity of national scope was realized until Delta Phi Alpha saw the light of day on May 27, 1929.

It was founded at Wofford College, Spartanburg, South Carolina, by Dr. James A. Chiles, Professor of Modern Languages. At the time, Wofford College had a local honorary German club (*Deutscher Verein*). The French club at Wofford College enjoyed the advantages of a national organization, and the members of the *Deutscher Verein* felt that a nationwide honorary society would greatly enhance the dignity and effectiveness of their local activities. Invitations were accordingly sent to active German clubs in about twelve or fifteen small colleges to form chapters of a national fraternity. The name Delta Phi Alpha was suggested by the words *Deutscher Verein Amerika*, but an appropriate Greek motto was chosen for the initiatory ritual.

Before the end of 1929 three chapters of Delta Phi Alpha were formed, namely Alpha at Wofford College, Beta at Central College in Fayette, Missouri, and Gamma at Bates College in Lewiston, Maine. The growth of the fraternity has been slow because of its rigid requirements. That it has been steady and healthy is revealed in the following tabulation of charters granted:

1930: Vanderbilt University; Davidson College, North Carolina; Berea College, Kentucky; University of Rochester; Birmingham-Southern College; University of Washington.

1931: Rutgers University; West Virginia University; Alabama College; Wittenberg College, Ohio; University of Cincinnati; Duke University; University of Illinois; University of Pennsylvania.

1932: University of South Carolina; New York University; Western Reserve University; Bucknell University; University of California at Los Angeles; Washington University, St. Louis.

1933: Indiana University; Cornell University; Clark University.

1934: University of Colorado; University of Buffalo; Southern Methodist University; University of Southern California; Union College, Schenectady, N. Y.

1935: Colgate University; Miami University, Oxford, Ohio.

1936: University of Oregon; University of Tennessee; Hunter College; University of Iowa.

1937: Drake University; Capital University, Columbus, Ohio; Baldwin-Wallace College, Berea, Ohio.

Thus in nine years this fraternity, which began as an organization in small colleges, has spread to forty chapters in every part of the country from Maine to South Carolina and from the State of Washington to southern California, and now includes some of the largest universities aggregating a total German enrollment of thousands of students.

Qualifications for admission of new chapters require an enrollment of at least seventy-five students in German, with a fair proportion (at least 25) in the upper classes, and a first-rate teaching staff. They also demand that the institution be of high rating and be recognized by the best accrediting bodies. To be eligible for membership students must have had a minimum of twelve semester hours of college German, a minimum average grade of 85 in German, indications of continued interest in the study of the German language and literature, and good standing in all courses of study. Many colleges applying for charters have had to be rejected because of these rigid requirements. Many chapters have established their own minimum requirements for admission in excess of those set by the national constitution. Delta Phi Alpha may therefore justly be called the Phi Beta Kappa in the field of German studies.

In the arduous work of organization Dr. Chiles, who has displayed rare creative ability and indefatigable zeal, was assisted by Mr. John Olin Eidson, then a member of his advanced class in German, now on the staff of the English Department at the University of Georgia. A constitution governing the fraternity was adopted by a vote of the chapters in March, 1932. We quote a few characteristic paragraphs:

"The national honorary German fraternity Delta Phi Alpha seeks to honor excellence in German and to give students thereby an incentive for higher scholarship.

"The fraternity aims to promote the study of the German language, literature, and civilization, to further an interest in and a better understanding of the German speaking people, and to foster a sympathetic appreciation of German culture."

The National Council consists of a National President, First and Second Vice-Presidents, Secretary-Treasurer and National Counsellor. The present incumbents in the order named are Dr. Chiles, Dr. A. W. Porterfield of West Virginia University, Dr. Frank H. Reinsch of the University of California at Los Angeles, Dr. Edwin H. Zeydel of the University of Cincinnati, and Dr. Paul R. Pope of Cornell University.

No officer of Delta Phi Alpha receives any salary, and national dues are purely nominal. A fee of \$5 must accompany the application for a charter and each individual member pays a \$1 national membership fee at the time of his initiation. There are no other national fees or assessments, although the individual chapters may assess their members in accordance with their local needs. The funds which accumulate in the national treasury are used for current expenses of the organization as a whole and for publishing the annual bulletin, which contains very interesting letters of the activities of the various local groups and which should be of great value to anyone seeking hints for German club programs. As the resources of the fraternity permit, prizes for outstand-

ing achievement are offered, and the annual bulletin may develop into a regular periodical. Delta Phi Alpha has its own colors, insignia and stationery, as well as very attractive jewelry, the purchase of which is entirely optional.

As may be seen from the foregoing, Delta Phi Alpha is not a substitute for the undergraduate German Club or *Deutscher Verein*, but rather a superstructure. In large centers like Cincinnati it has proved, incidentally, an invaluable means of keeping in touch with former students and in preventing the spark of interest from dying. Alumni six years out of college and graduates of other Delta Phi Alpha institutions coming here for professional studies in medicine, law, or the like, still regularly attend the monthly meetings on the campus or at the homes of members of the staff, and thus, though far from being professional Germanists, form a group which is perhaps unique in American educational history. It has also given the more promising underclassmen active in the *Deutscher Verein* something higher to aim at and an incentive for continuing work in the department.

In closing this account of an organization which is bound to become an ever more important factor in our field, we would quote from the Charge to the Initiates, a part of the regular Ritual: "Im besonderen verbindet uns der Geist des deutschen Klassizismus. Lessings Duldsamkeit, Herders Volksverständ, Schillers Idealismus und Goethes edle Menschlichkeit rechnen wir unter die großen aufbauenden Mächte in der Menschheit."

The writer will be glad to mail copies of the constitution and annual bulletin to any colleague who may be interested, confident that he is thereby furthering a movement which provides definite stimulation to greater effort on the part of students and a definite technique for securing a more permanent interest on the part of our alumni.

*University of Cincinnati.*

*—Edwin H. Zeydel.*

#### „Epische Komposition ist larger“

Weil Dr. Barnstorff in der Besprechung unsres Buches *Hauptmann und Shakespeare, ein Beitrag zur Geschichte des Fortlebens Shakespeares in Deutschland* (MfdU, XXX, 8, S. 465) den oben zitierten Satz für unrichtig hält und einen Hinweis darauf erwünscht, erlaube ich mir, Ihren Lesern folgende Betrachtungen zu unterbreiten. Das Wort „larger“ in diesem Zitat ist bestimmt *kein* Druckfehler. Der Sinn des ganzen Passus ist doch klar: epische Komposition ist eben breiter als dramatische. Das ist das Wesentliche für Hauptmann in seiner Betrachtung des Shakespearischen Werkes (S. 103 unsres Buches). Ich zitiere einen Teil dieser Äußerung, um den einen Satz genauer zu beleuchten:

Die Forderung nach Einheit des Ortes und der Zeit ist berechtigt. Durch sie wird immer die strengere Komposition gewährleistet. Größere Fülle und Reichtum des Lebens wird indessen erreicht, wenn Zeit und Ort wechseln. Das Epische und Dramatische ist nie rein zu sondern. Shakespeare ist überwiegend episch und dennoch durchaus dramatisch. Epische Komposition ist larger. Shakespeares Dramen sind episch komponiert. Dramatische Komposition beruht auf Einheit von Zeit und Ort und ist

eben darum die strengere. Logik, Kondensation, Konzentration, Ökonomie, Architektur.

Das griechische Drama ist ein stillstehender tragischer Knäuel, den der Tod löst. Shakespeares Drama ist ein Strom, der ins Meer mündet.

Das Wort „karger“ wäre doch unmöglich. Epische Komposition ist wohl kaum ärmer als die dramatische. Das stünde doch im Widerspruch mit dem Sinn der Sache! Überhaupt findet sich dieser Gedanke immer wieder in Hauptmanns Aufzeichnungen. Man vergleiche den Satz: „Immer mehr ‚Undramatisches‘ dramatisch zu begreifen ist der Fortschritt.“ (*Ausblicke*, Große Ausg. Bd. 12, S. 18). Freilich ist „larger“ ein Fremdwort, aber der Dichter gebraucht im allgemeinen nicht selten Fremdwörter, besonders in seinen Aufzeichnungen, wo er schreibt, was ihm eben in die Feder kommt. (Man vgl. die Aufzeichnungen der *Ausblicke*.) Nein, es muß schon heißen: „epische Kunst ist larger.“

*University of Michigan.*

—Walter A. Reichart.

— ♦ —

### NEW GERMAN TEXTBOOKS — 1938

#### I. GRAMMAR, REVIEW, COMPOSITION, VOCABULARY

A GRADED REFERENCE GRAMMAR FOR STUDENTS OF GERMAN. J. P. von Grueningen, Prentice-Hall. (xix-257 pp.)

BASIC GERMAN, P. H. Curts. A Brief Introduction to the German Language, Prentice-Hall (xv-128 pp.)

FIRST BOOK OF WORK SHEETS FOR STUDENTS OF GRAMMAR. J. P. von Grueningen und A. K. Dolch, Prentice-Hall (ix-196 pp.)

FIRST COURSE IN GERMAN, J. E. A. Alexis and A. D. Schrag. Ninth Edition Midwest Book Company (xxviii-363 pp.)

GERMAN BOOK ONE, P. S. Allen and D. V. H. Davis, Scott-Foresman. (432 pp.)

IDIOMATIC GERMAN COMPOSITION. Theodore B. Hewitt. University of Buffalo. With vocabulary and list of strong and irregular verbs. Oxford Library of German texts. Price \$1.00.

INTERMEDIATE GERMAN WORKBOOK. M. B. Evans and F. J. Kramer. Oral and Written Exercises. Word Formation. Applied Grammar. Crofts. (vii-91 pp.)

LEARNING A MODERN LANGUAGE. Suggestions for Students by C. C. Gullette and L. C. Keating. 24 pages. \$ .20.

SCIENTIFIC GERMAN FOR SCIENCE AND PREMEDICAL STUDENTS. Edited by Curtis C. D. Vail. 239 pages. \$1.80.

Presupposing a year or three semester of study this collection, chiefly from the Sammlung Göschen, presents materials on physiology, biology, chemistry, physics and geology.

WIE GEHT'S? C. R. Goedsche. A Modern Method for German Conversation and Composition. Crofts. (xv-143 pp.)

VOM BILD ZUM WORT. Neuse, \$1.50.

This text uses cartoons and pictures as its basic material accompanied by vocabularies for elementary as well as more advanced exercises.

#### II. READERS

BERÜHMTE FORSCHER UND IHRE BEITRÄGE. Edited by Anthony Eugene Sokol and Helena May Nye. Stanford University. 640 pages. \$2.50.

A scientific German Reader, with selections, taken mainly from the outstanding

GROSSE ARZTE by Henry F. Sigerist, GROSSE BIOLOGEN by Ernst Almquist, and GROSSE NATURFORSCHER by Philipp Lenard.

CONTEMPORARY GERMAN PROSE. H. W. Puckett. Advanced reading in Literature, History and Science. Holt (v-211, text 162-xxxii pp.)

DEUTSCHLAND IM UMBRUCH. Albrecht. \$1.50.  
This reader gives in readings from fiction and poetry, the flavor and spirit of German life in each of the major periods from 1871 to the present.

DIE SCHWEIZ. Friedrich. \$1.00.  
An engaging reader that describes Switzerland and the lives and customs of the Swiss people.

GERMAN READERS FOR BEGINNERS. D. Jenner. 3 volumes published: *Zehn Ziehen den Rhein Hinauf*; *Franzl Besucht Berlin*; *Ferienkolonie*. Illustrations, exercises, vocabulary. Price, each \$.50.

ICH LESE DEUTSCH. Flora Ross. James Millikin University. \$1.40.  
A German reader, planned to meet the needs of teachers, who want to begin German reading as early as possible. It can be begun during the first month of the beginning course, and provides ample material for the full elementary course.

IN DEUTSCHLAND. J. E. A. Alexis and W. K. Pfeifer. Revised Edition. Midwest Book Company. (ix-322, text 202 pp.)

LERNE UND LACHE. E. F. Dexter. Humorous Selections from Modern German Literature. Edited with Exercises and Vocabulary. Crofts. (xv-208, text 142 pp.)

LUSTIGE STUNDEN. Ernest R. Dodge, Teachers College. Columbia University and Margaret H. Viereck. 224 pages. \$1.20.  
Stories and short poems included in this text are from modern German books, newspapers, and periodicals. None of this material has previously appeared in textbook form.

MODERNE EINAKTER. Arthur Schnitzler, Otto Erich Hartleben. Paul Ernst. Hellmuth Unger. Hanns Johst — by H. Jaeger. Crofts. (xii-138, text 67 pp.)

SCHERZ UND SCHABERNACK. Kremer. \$1.25.  
A delightful collection of one hundred humorous stories.

VON DEUTSCHER SPRACHE UND DICHTUNG. P. Hagboldt. (Graded Readers. Book 13) Heath. (vi-51, text 45 pp.)

### III. SINGLE AUTHORS

ALTES HERZ GEHT AUF DIE REISE. Hans Fallada. Roman. Edited with notes and vocabulary by L. L. Stroebe, H. Hafkesbrink and R. Parks. Crofts. (xii-247, text 159 pp.)

BEETHOVEN IN AMSTERDAM. Heinrich Zerkauen. Edited with introduction notes, vocabulary, by T. A. Rattler. Oxford Library of German Texts. Paper. Price \$.65.

BRENNENDES GEHEIMNIS. Stefan Zweig. Mit Vorwort, Erläuterungen, und Wortschatz, herausgegeben von E. C. Wunderlich, Farrar, and Rinehart, (xxiii-143, text 77 pp.)

DER BAMBERGER REITER UND DER AUSERWÄHLTE. Helmut Paulus. Zwei Novellen. Edited with introduction, notes and vocabulary by P. T. McCarty. Crofts. (xiv-154, text 90 pp.)

DER GROSSE UNBEKANNTE. (Tom Shark, der König der Detektive. No. 170) By Pitt Strong. Edited by A. S. Barratt. With illustrations, questions and vocabulary. Paper. Oxford Rapid-Reading German Texts. Series B. Price \$.30.

DER LETZTE SOMMER. Ricarda Huch. Herausgeber Gertrud Günther. Farrar and Rinehart. (viii-161, text 75 pp.)

DER LIEBE AUGUSTIN. By Horst Geissler. Edited by George M. Priest. 288 pages. \$1.40. Another excellent story for second-year college reading or third year high school containing humor and pathos.

DIE LESE DER DEUTSCHEN LYRIK. Von Klopstock bis Rilke. Edited by Friedrich Bruns. 462 pages. \$2.25.  
A comprehensive collection for advanced classes, including a scholarly introduction of 58 pages, which provides a short history of German lyric poetry.

**DIE VERSCHWUNDENE MINIATUR ODER AUCH DIE ABENTEUER EINES EMPFINDSAMEN FLEISCHERMEISTERS.** Erich Kästner. Abridged and edited with exercises and vocabulary by O. P. Schinnerer, Heath. (vi-249, text 190 pp.)

**EMIL UND DIE DREI ZWILLINGE.** Erich Kästner. Edited with notes, exercises and vocabulary by L. L. Ströbe and G. H. Parker. Holt. (viii-198, text 146-188 pp.)

**HERRN SCHMIDT UND SEIN DACKEL HAIDJER.** Bruno Haken. Edited with questions, exercises and vocabulary by C. E. Gates. Crofts. (xiii-150, text 86 pp.)

**IM WESTEN NICHTS NEUES.** Erich Maria Remarque. *Abridged Edition.* Edited by Waldo C. Peebles. Boston University. \$1.00.

A college edition of one of the most popular German books written since the war, skillfully abridged for college classes.

**KLEINER LIEDERFREUND.** 202 Popular German Songs. Edited by G. O. Arlt and C. B. Schomaker. 166 pages. \$1.00. Words and music (melodies) of German folk songs most popular with young people today, including several in dialect. Dialectal words are explained and game instructions are given in appropriate cases.

**PAUL UND PURIFAX.** Otto Koischwitz. \$1.25.

A charming original story written especially for the student of German.

**URFAUST.** Johann Wolfgang von Goethe. Edited by Harold Lenz. Queens College and Francis J. Nock, New York University. \$1.00.

First college edition of this great German classic, which gives the student, in 1802 lines, the gist of the Faust story and provides a background for the later reading of *Faust*.

**VOM MARS ZUR ERDE.** H. Rosenstengel. Edited by B. Newton-John. Illustrations, questions, vocabulary. Oxford Rapid-Reading German Texts. Series B. Paper. Price \$.30.

PLEASE NOTE: *Evaluation of texts, as they appear in this list, were furnished by the publishers.*

*-The Editor.*

## BÜCHERBESPRECHUNGEN

**Der Bamberger Reiter und Der Auserwählte,**  
zwei Novellen von Helmut Paulus, edited with introduction, notes, and vocabulary by Paul T. McCarty, 1938, Crofts & Co., New York. List price \$1.00.

This carefully edited textbook offers some ninety pages of reading material "intended for use in secondary schools and for early reading in colleges." There are twelve pages of notes, explaining well over a hundred different items, thus offering helpful aid for practically every page. There are no fill-in or other exercises. The 46-page vocabulary is said to "contain all the words used in the text"; a random glance showed the words *mein*, *machen* and *und* to be there, but *Säleute*, for example, which occurs in the text, is not there; neither is *säen* nor any note

explaining the compounding. But that is the way of vocabularies. Since the book is not meant for very beginners, the principle of excluding "baby words" might perhaps have had certain advantages. All in all, however, the vocabulary is very well done.

The format is most attractive, the fraktur printing excellent. A beautiful reproduction of the "Reiter im Bamberger Dom" serves as frontispiece.

A somewhat scant introduction—in as far as the author and his purposeful writing are concerned—helpfully sets forth some of the circumstances surrounding the murder of Philip of Swabia by Otto von Wittelsbach, the theme of the first story, together with a thankful comment on the German Novelle as a genre in contrast with the American short story.

Opinions will unquestionably differ with respect to the merit of the stories themselves. Written in 1936, they are both clearly symbolical. The rider is an apparition by whom the king is heartened to place above all other aims that of saving the Reich. Upon the mysterious disappearance of the rider the king is left with a radiant face, only to be slain by a personal enemy. The style is simple and dignified. There are two gory scenes, the outrages of a lawless band and the slaying of the king.

*Der Auserwählte* is an allegorical story of a good blond giant who builds a home in the forest, always returns good for evil, gives rich gifts from his stores of treasures to his unworthy neighbors, who slay his wife and son and plunder his house while he is away fighting an invading enemy. When he returns, his house becomes his funeral pyre, while the neighbors, cursed with greed and the jealousies arising from the possession of their loot, destroy one another. Finally, the kinsfolk of the giant arrive. "Sie suchten den Verlorenen. Aber sie fanden ein Land, das ihnen wohl gefiel, und sie beschlossen, in ihm zu wohnen . . ." The "philosophy of life" here revealed by the author is explained by the editor: "Though it may be difficult to determine the consequences of an action, its performance is duty-bound, no matter if it consists only in self-evident service for those in one's immediate circle, as in the case of Kund (the giant) or in doing something on a large scale, as in the case of Philip. Undismayed by hostility, hatred, or misunderstanding, living the law of life, performing the assigned task, that is important." Teachers interested in reading material for second-semester college classes will do well in giving careful consideration to the many excellencies of this little volume.

—J. P. von Grueningen  
University of Wisconsin.

#### Wie geht's?

C. R. Goedsche. F. S. Crofts and Co.,  
1938. XI + 143 pp. Price \$1.40.

The title, *Wie geht's?* already suggests the informal conversational style of presentation in this text. The spritely dialog, dealing with subjects drawn from everyday student life, should appeal to the college undergraduate. The author states frankly that much material will have to be memorized in order to fix speech patterns, which are to serve as the basis for

other conversation exercises. Notes for each lesson contain useful supplementary material. Brief summaries of rules for pronunciation, punctuation, and grammar are included also.

With reference to individual expressions, I question the advisability of limiting some terms to one word, such as: *Base* (not *Kusine*) for female cousin, *Jacke* (not *Rock*) for a suit coat, *Mantel* (not *Überzieher*) for a man's overcoat, *Nummer* (not *Größe*) for the size of a glove. A few sentences puzzled me: *Sind Sie sicher?* (p. 16, 1, 12) made me wonder whether *dessen* had been omitted. *Kommen Sie doch bitte mit mir ins Musikzimmer!* though grammatically correct might sound less like the English equivalent without the *mir*, especially since there were only two students talking (p. 70, 1, 7). Perhaps *haben Sie schlechte Laune?* (p. 60, 1, 2), which means "to be full of whims, to be capricious", etc. instead of "to be in bad humor" should give way to the more common form *bei schlechter Laune sein*. Also note 11, p. 17, might be stated more clearly to indicate that although rules are given for the use of these prepositions with certain cases, the student must learn to decide through practice, when each preposition expresses the idea of "to".

Aside from points of this nature, which are very minor after all, the book has in addition to its well chosen text a very attractive appearance with neat pen sketches as illustrations, good paper, very readable type, and careful workmanship throughout the entire book. It should receive a warm welcome in the conversation courses.

—Erna H. Schneck  
Madison, Wisconsin

#### Der letzte Sommer,

Ricarda Huch; edited by Gertrude Günther. Farrar and Rinehart, New York, 1938. VIII + 161 pp.

This story will be read with intense interest by students who are able to appreciate subtle character drawings and the implications of a perplexing problem. The scene is pre-revolutionary Russia; the action evolves around the question whether a member of the revolutionary party should carry out the task his group has placed on him of killing a governor whose suppressive acts threaten not only freedom of thought but endanger the life of many students. He has found entrance into the house of the official;

living together with this man and his family reveals to him the human and sympathetic aspects of his designated victim and the class to which he belongs. The latter form in which the book is written intensifies the suspense and makes an indirect self-characterization of all participants of the tragedy possible.

An objection which might be made to the use of this text is that its scene is not Germany and therefore no opportunity for Kultatkunde is given. On the other hand the problem is presented in such a masterly fashion and stimulates thinking about an issue which is fundamental in political life, that the selection of this book can be fully justified and recommended. The language is in general simple enough to allow reading in the second college year.

There is a picture of Ricarda Huch and a short introduction. The vocabulary and the notes have been prepared with great care. The German questions on the content are often not skillfully enough formulated, because they allow only the answer yes or no. The attempt to give a list of frequent words occurring in the text, though valuable in principle, is too elementary for intermediate classes. The list of common idioms found in the text will be useful for vocabulary drill and composition. The book is free from misspellings, but set in a small type.

—Lienhard Bergel

Queens College, Queens, N.Y.

#### Im Westen Nichts Neues,

Erich Maria Remarque. Edited by Waldo C. Peebles; Harpers and Brothers 1938.

The editor, in making this book available as a school text, has made an excellent choice: the story is today as fresh and stirring as it was when it appeared ten years ago; it makes the American student acquainted with a book which has almost become a classic of the post-war period, essential for the understand-

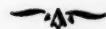
ing of that time. It will therefore be especially welcome to those teachers who stress "Kultatkunde" in their teaching. In his preface the editor remarks: "To those students who find stories like *Immensee* and *Germelshausen* sentimental and 'a trifle saccharine', the editor welcomes this opportunity of offering a bit of the 'more vigorous pabulum' that our young people expect". In reading this text they will not be disappointed. The original has been abridged almost half, in order to bring it within the size of a school text. The remaining 146 pages contain the most impressive parts; the continuity of the story has not suffered from the excisions, since the book consists of more or less independent chapters. The style is almost without exception simple and direct, so that reading early in the second year is possible.

The text is remarkably free from misspellings. The vocabulary does not include some of the most common first-year words; while this omission is certainly justified where these words occur in their common meaning, they should have been included when they occur in idiomatic expressions, especially since the text is meant for early reading. I quote the following gaps of this kind: *fertig bringen* (p. 8) = "to be able to"; *gut stehen mit* (p. 46) = "to be on good terms with"; *sich etwas holen* (p. 61) = "to catch an illness"; *auf einen Sprung* (p. 86) = "for a short while"; *hin sein* (p. 90) = "to be gone"; *wo blieben wir* (p. 93) = "what would become of us"; *sich in Lauf setzen* (p. 142) = "to start running"; *Einstellung* (p. 107) = "point of view".

The introduction gives the necessary facts about the author, rectifying intentional misrepresentation about him. The physical make-up of the book is excellent.

—Lienhard Bergel

Queens College



## TABLE OF CONTENTS

Volume XXXI

February, 1939

Number 2

Nietzsche und die Gelehrtenexistenz, Heinz Bluhm .....	65
Zur amerikanischen Gesamtausgabe von Heines Werken, Walter Wadepuhl .....	78
Zu Hermann Stehrs Drama „Meta Konegen”, Fritz K. Richter .....	87
A Year's Course in Civilizations for High School Students, C. M. Purin .....	98
Berichte und Mitteilungen:	
Announcement to Discussion Group (German) V, MLA .....	103
Delta Phi Alpha .....	104
„Epische Komposition ist larger” .....	106
New German Textbooks — 1938 .....	107
Bücherbesprechungen .....	109

- ♦ -

## OUR CONTRIBUTORS

HEINZ BLUHM: (Ph.D. University of Wisconsin, 1932.) Instructor in German at the University of Wisconsin 1931-1937. Yale University since 1937. Publications: *The Reception of Goethe's Faust in England after the Middle of the Nineteenth Century*. JEGP 1935. *Nietzsche's Early Views on Literary Studies*. MFDU 1935. *Nietzsche's Early Religious Development*. GR 1936. *Herder's Earliest Ideas on the Origin and Nature of Literary Criticism*. MFDU 1936. *Nietzsche's Religious Development as a student at the University of Bonn*. PMLA 1937. *Die Bewertung der Sinnenwelt in Hauptmanns Dramen „Einsame Menschen“ und „Die Versunkene Glocke“*. MFDU 1937.

WALTER WADEPUHL: (Ph.D. University of Wisconsin, 1921.) Publications: *Goethes Stellung zur Französischen Romantik. Goethe und Amerika. Goethe der erste deutsche Entdecker Amerikas. Amerika, du hast es besser. Hüttner, a new source for Anglo-German Relations. Eine unveröffentlichte Episode aus Heines „Florentinischen Nächten“. Eine ungedruckte Vorrede zu Heines „Reisebildern. German Idioms. Minimum Standard German Vocabulary* [co-ed. B. Q. Morgan] *Minimum Standard German Grammar*. Many pedagogical articles and reviews.

F. K. RICHTER: (Dr. Phil. Breslau.) Doane College, Crete, Nebraska.

CHARLES MALTADOR PURIN: (Ph.D. University of Wisconsin, 1913.) Director, University of Wisconsin Extension Division, Milwaukee Center, and Professor of German. Publications: *Latvian Lyrics*, 1889; Co-editor, *Deutsche Gedichte und Lieder* (Purin-Roedder), D. C. Heath, 1912; Editor, *Storm's Immensee*, Scribner's Sons, 1915; *Deutsche Kultatkunde*, Vol. I, Johnson Company, 1928; *The Training of Modern Foreign Language Teachers in the United States*, Macmillan Company, 1929; *A Standard German Vocabulary of 2000 Words and Idioms*. University of Chicago Press, 1931, revised and enlarged to 2932 words and 1500 idioms, 1937, (D. C. Heath). Co-editor, *Graded German Readers*, Book VI "Fortunatus", University of Chicago Press, 1934, and many essays and articles.

EDWIN H. ZEYDEL: (Ph.D. Columbia, 1918.) Head of German Department, University of Cincinnati, Managing Editor of the *Modern Language Journal*. Author of numerous articles and books.